Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung.	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band		— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung.	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band		— M. 10 ₰

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht alle Bücher vorräthig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

Die Bibliothek ist geöffnet: **morgens von 8—12 Uhr und nachmittags von 2—7 Uhr,** an Sonn- und Feiertagen vom 1. Oktober bis 1. April **von 10 Uhr bis 12 Uhr.**

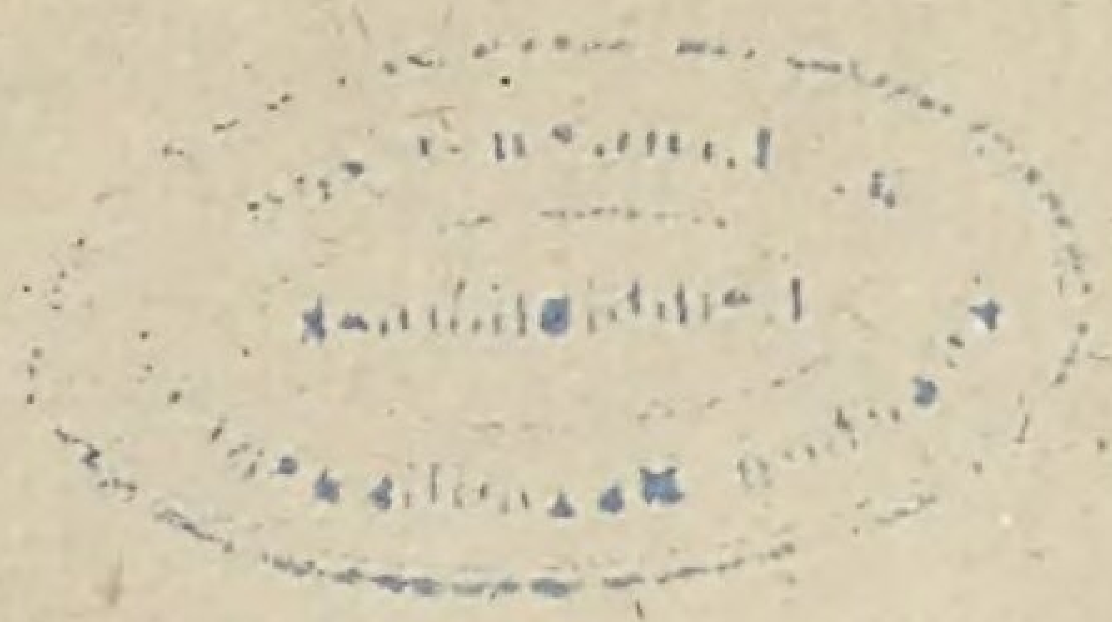
Es wird höflichst und dringend gebeten, die Bücher der Schonung wegen beim Lesen nicht zu brechen oder umzubiegen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek
(Schöpping)
Maximiliansplatz (Dultplatz) Nro. 16.

P. o. germ.
1969 h

~~533~~
34667
dpl
Gottschall

Bayerische Staatsbibliothek
<3664684695001 7



J. Lindauer'sche
Leihbibliothek
München Maximiliansapl. 16

Rudolf von Gottschall

Schulröschen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Rudolf von Gottschall

J. Lindauer'sche
Leihbibliothek
München Maximilianspl. 16

Schulröschen.

Erzählung.

34667.

Breslau,
Verlag von Eduard Trewendt.
1886.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erstes Kapitel.

Da lag das Städtchen im Thal . . . über den roten Dächern erhob sich der alte Kirchthurm, von Dohlen umflattert. Rauchsäulen stiegen geradeauf in den hellen Himmel, doch sie kamen nur von den stillen Heimstätten der Bürger; die lärmende Industrie hatte in das Thal noch nicht ihren Einzug gehalten.

Der Eisenbahnzug eilte auf der leicht sich senkenden Bahn dem Städtchen zu.

Vorher noch eine Haltestelle . . . ein Passagier sprang aus dem Waggon; er schlug einen Fußpfad ein, der zwischen Getreidefeldern und über Wiesen sich hinschlängelte und gerade auf ein höher gelegenes dunkles Gebäude hinführte, das ansehnlich über die andern Dächer des Städtchens hinausragte.

Auf einem kleinen Hügel machte der Wanderer

Halt: hier stand eine hohe Linde, welche würzigen Blütenduft ausstreute und ein Schwarm von Bienen summte in der hohen Laubkrone.

Eine morsche Steinbank stand unter ihr . . . man hatte von hier einen freundlichen Anblick des Städtchens, das sich da zwischen den grünen Hügeln warm gebettet hatte.

Der Wanderer schien tief ergriffen von diesem Anblick . . . und doch war es eine höchst alltägliche Landschaft, wie sie die Illustratoren von Kinder- und Jugendschriften zum Hintergrunde ihrer kleinen Bilder zu zeichnen pflegen: ein paar Baumgruppen im Vordergrunde, dahinter saubere Häuschen, die sich zusammendrängen im Schutze eines dickleibigen Kirchthurmes, und grüne Felder ringsum.

Doch nicht das schönste Landschaftsbild, nicht der Blick von der Zauberhöhe Camaldoli's auf das schöngeschwungene Parthenope, seine vielgegliederten Küsten und Meeresbuchten, die Inseln, die davor Wache halten, auf die Sibillengrotte und unterweltliche Scenerie, auf den Vulkan mit der Aschenkrone hätte einen so tiefen Eindruck auf das Gemüth des Wanderers machen können als diese harm-

lose Idylle, diese kleine Häusergruppe, die da so friedlich vor ihm lag.

Das sagte er sich selbst . . . einen Augenblick tauchte die Erinnerung an jenes großartige Rundbild in ihm auf, das er erst im vergangenen Jahre zu seinen Füßen gesehen; doch es verschwand wie ein Nebelbild vor dem mächtigeren Reiz dieser unscheinbaren Wirklichkeit. Eine Thräne trat ihm ins Auge.

„Hier unter dieser Linde hab' ich oft gesessen . . . hier las ich Horaz und Virgil, aber auch Schillers Tragödien . . . hier den Fußweg bin ich hinunter gewandelt, um dem widerstrebenden Gedächtnis die allcäischen Strophen des Mannes von Venusia einzuprägen. Und wenn ich hier oben gelesen hatte und aufblickte von meinem Buche . . . wie ahnt' ich da hinter jenen Hügeln eine weite schöne Welt und goldene Zukunftsträume zogen durch meine Seele! Und wie eng erscheint mir, dem Vielgereisten, jetzt oft Welt und Leben."

Nachdem er einige Zeit sinnend gestanden, schritt er weiter des Weges. Ueberall begrüßten ihn alte Erinnerungen an die Spiele seiner Jugend: dem

hohlen Weidenbaum hatten sie abends glühende Augen eingesetzt; es war eine Art von gespenstiger Illumination, welche das Nachtgevögel schreckte; dort auf dem Wiesenplan hatten sie Ball geschlagen bis tief in die sinkende Nacht; hier zur Rechten war der Pfad im Birkenhölzchen, wo sie dahinschritten, er und sein Freund, Orest und Pylades, und sich gleiche Freundschaft gelobten für das ganze Leben und ihre verschlungenen Namen schnitten in die hellen Rinden der lichten Bäume, die mit den beweglichen Blättern so gefühlvoll über ihren Häuptern flüsterten.

Jetzt führte der Weg den Hügel hinauf: links verstattete er den Blick in die Straßen des Städtchens; sie waren so schlecht wie früher; die kleinen Häuser waren noch älter und grauer geworden ... ihm schien's, als wären sie noch näher an einander gerückt. Und das schöne Eckhaus mit den grünen Jalousien, das in seiner Erinnerung lebte als ein stattliches Prachtgebäude ... wie dürftig erschien es ihm jetzt. Einst war es für ihn ein Zauberpalast; denn hinter den Blumen im Erdgeschoß zeigte sich oft ein artiges Gesichtchen ... es war seine erste Liebe! Und er war glücklich, wenn er seine

blaue Mütze beim Vorübergehen grüßend abnehmen konnte. Doch damals war er noch in Tertia ... und sie stand so unmeßbar hoch über ihm; sie konnte jeden Augenblick heiraten und sie that es auch ... wer weiß, wohin das Leben sie verschlagen hat!

Der Wanderer schritt jetzt dem großen, grauen Gebäude auf dem Hügel zu; es war das Gymnasium! Es blickte ihn an mit seinen langen Fensterreihen, doch nicht so imponierend wie zu jener Zeit, als er noch mit der Schulmappe ihm zuschritt. Sein ehrwürdiges Aussehen war noch unentweiht durch irgend einen neuen ketzerischen Anstrich: nur kamen ihm die Fenster jetzt noch schmäler und niedriger vor als früher. Ja, wie ganz anders stand das alles vor seiner Seele ... o, wo war das Augenmaß seiner Jugend und Kindheit geblieben?

Noch einmal ergriff es ihn mit wehmütigem Gefühl, als er die rostige Klinke erfaßte, um die Thüre zu öffnen, die in den Thorweg führte. Tausendmal hatte diese Klinke in seiner Hand geruht ... und welche wechselnde Stimmungen hatten dabei seine Seele beherrscht: bald ein bängliches Gefühl, wenn er ein mißlungenes Scriptum in der Schul-

tasche mitbrachte oder die Reihen der römischen und deutschen Kaiser, die demnächst vor den Lehrern aufmarschieren sollten, bedenkliche Lücken zeigten, bald ein siegesgewisses Selbstgefühl, wenn schwierige Rechnungen stimmten, deren Lösung den begleitenden Gefährten versagt geblieben war. Wie kleinlaut hatte sich die alte Thüre in den Angeln gedreht, wenn's zu einem hochnothpeinlichen Halsgerichte über irgend ein gemeinsam verübtes Verbrechen ging, und wie flog sie im Sturme auf, wenn er vom Turnplatz kam und der Lehrer und Kameraden ihm einstimmig am Reck und Barren den ersten Preis zuerkannt hatten. War es ihm aber vorher gelungen, einen freundlichen Gruß von dem lächelnden Gesichtchen hinter den Blumen zu erhaschen, dann merkte er nichts von Thür und Thor; dann glitt er hindurch wie durch ein Zaubergewölk, das seine Phantasie um ihn ausbreitete, traumversunken und selig im Traume.

Und auch heute war's ihm traumhaft zumute, als er in den Thorweg trat. Rechts im Flur war die Loge, wo der Pedell Sturmwedel während der

Schulzeit Wache hielt: sonst war er im Hause des Direktors als Faktotum angestellt.

Und in der That, durch das Glasfenster der Thür, die zur Loge führte, blickte ein wohlbekanntes Gesicht: das war der alte kriegerische Schnauzbart, nur noch mehr ins Graue schimmernd; das waren die alten dicken Brauen, die sich weniger drohend, als gutmüthig über den funkelnden Augen lagerten; das war dasselbe scharf geschnittene Gesicht, das schon vor einem Jahrzehnt hinter diesen Glasscheiben sichtbar gewesen; das war dieselbe würdige Baßstimme wie früher, mit welcher der Thürhüter durch die halbgeöffnete Thür rief:

„Zu wem wünschen Sie, mein Herr?"

Jetzt erschien auch im Thürrahmen die lange Gestalt des Schulwächters, nur nicht ganz so hoch aufgerichtet wie früher. Das Alter hatte ihm die Hand auf die Schulter gelegt und ihn etwas zu Boden gedrückt.

„Kennen Sie mich nicht, Sturmwedel?" sagte der Fremde. Es trat eine Pause ein, nur unterbrochen durch ein seltsames Geräusch. Es war die Schnupftabaksdose Sturmwedels, die in ein nach-

denkliches Quiken verfiel; der Deckel konnte nicht umhin, allmählich der sachten Drehung nachzugeben und eine mit den Fingerspitzen sacht und würdevoll erhobene Prise bemühte sich vergeblich die Gedächtniskraft Sturmwedels zu stärken.

Es flog zwar bisweilen wie ein freudiger Schimmer von Aufklärung über seine Züge; er glaubte das Gesicht wiederzuerkennen. Doch der kurze Sonnenblick machte bald wieder düsterer Enttäuschung Platz.

„Gustav von Felsen," sagte der Fremde jetzt.

„Wußt ich's doch," rief Sturmwedel, „Blitz noch, was wird meine Alte sagen!"

Und jetzt stürzte er auf Felsen zu, drückte ihm die Hand wacker und herzlich.

„Sie sind's . . . Herr Gustav, Herr Baron, welche Freude!"

In diesem Augenblicke schlug die alte Gymnasialuhr, die noch heiserer geworden war als früher, vier Uhr, und das ganze Gymnasium entschaarte sich ins Freie. Lauter fremde Gesichter, Schüler und Lehrer. Felsen entzog sich dem Sturm und Drang, indem er sich halb in die Portierloge zurück-

zog. Ein ganz anderes Geschlecht ... diese Schüler, welche zum Teil lustige Operettenmelodien sangen, diese Lehrer, von denen einige so fashionabel aussahen, als wenn sie aus einem Salon kämen, nicht aus der Schule, in der einen Hand elegant eingebundene Bücher, mit der andern den gepflegten zierlichen Schnurrbart kräuselnd. Besonders der eine fiel Felsen auf; er war nach der neuesten Mode gekleidet; ein Duft von Parfüms löste sich von ihm los, als er an der Thür des Portiers vorüberschritt; er hatte ganz die großen Mienen eines vornehmen Herrn.

„Das ist Oberlehrer Berning," sagte Sturmwedel auf Felsens Anfrage.

Kaum war der wilde Troß vorbeigestürmt, da kam noch ein altes Herrchen mit einem überaus wohlwollenden Gesicht, das aus der Umrahmung der silbernen Haare so freundlich hervorblickte. Das war ein guter Bekannter, ein fossiler Überrest aus Felsens Schulzeit; es war der Zeichenlehrer, der mit seinem kundigen Bleistift die krummen Häuser gerade gerückt, den wolkigen Baumschlag, der wie schäumige Milch aussah, etwas verständlicher gegliedert

und die unmöglichen Gesichtswinkel der gezeichneten Köpfe auf ein glaubwürdiges Maß zurückgeführt hatte. Der arme, alte Zeichenlehrer! Was hatten sie nicht alles in den Mappen versteckt und hinter seinem Rücken getrieben; welche Caricaturen wurden da zu Papier gebracht, welche Romane gelesen, die alsbald an Stelle der Vorlagen traten, wenn der Alte den Rücken gekehrt hatte. War er doch selbst ein verunglücktes künstlerisches Genie, der mühselig die Aehren las auf einem Felde von dem er sich einst die reichsten Ernten versprochen hatte.

Felsen konnte nicht umhin, ihn zu begrüßen ... es war ihm, als müßte er dem gutmüthigen Alten allen Schabernack abbitten, den er in seiner Jugend an ihm verübt. Der Zeichenmeister erschrak fast über die Anrede des fremden Herrn ... doch bald fand sich das freundliche Lächeln auf seinen Lippen wieder ein, und da er ein gutes, durch seine Kunst geübtes Gedächtniß für Physiognomien hatte, so tauchte auch bald wieder sein Schüler Felsen in der Erinnerung auf. Und er war gerührt über das Wiedersehen ... niemals hatte sich irgend einer seiner Zöglinge später um ihn gekümmert; Felsen

war der erste seit langen Jahrzehnten . . . und ein so unerwartetes Ereigniß drängte ihm eine Thräne ins Auge Wie beschämt schlich er dann fort, den einsamen Pfad weiter wandelnd, wo ihm nur Dornen der Enttäuschung und des Spottes wuchsen, aber diesmal mit einer kleinen Genugthuung im Herzen.

Wiederum knirschte die Dose des alten Pedell's, als er mit gastfreundlichem Lächeln Felsen ersuchte, auf einem Stuhle in seiner Loge Platz zu nehmen. Einige Schulreglements sahen mürrisch von den Wänden des kleinen Raumes herab; das Bild des Directors, der vor einiger Zeit sein Jubiläum gefeiert hatte, hing unter einem vergilbten und verwitterten Lorbeerkranz, von dem die trockenen Blätter abfielen. Das Bild war eine Zeichnung des alten Herrn, welcher Felsen im Hausflur begrüßt hatte: es zeigte in scharfen Umrissen die Züge des Schulmonarchen, die nach dem Vorbilde vieler großer Gelehrten in energischem Styl geschnitten waren: eine Adlernase, deren kräftiger Vorsprung etwas im Widerspruch stand mit einem zurückfliehenden Kinn, sodaß ein Physiognom in Verlegenheit gewesen wäre, das Durchgreifende und Schwächliche in Einklang zu

bringen, welches er beides aus diesen Zügen herauslesen mußte; doch um die Lippen schwebte das milde Lächeln jener Urbanität, welche die klassische Bildung, ihren Meistern und Jüngern mitzutheilen pflegt.

„Wie geht es unserem Director?“ fragte Felsen auf das lorbeerumkränzte Bild zeigend; „ich habe seit langen Jahren nichts von ihm gehört. Nachdem ich die Universität verlassen, bin ich auf weite Reisen gegangen.“

„Na“, meinte Sturmwedel, „es hat sich da drüben viel verändert, seit Sie dort ein Pensionär waren. Die erste Frau Directorin, die Sie kannten, ist vor sechs Jahren gestorben.“

„Und ihre kleine, niedliche Tochter?“

„Röschen? O, die ist sehr hübsch und sehr gelehrt geworden und sie lebt auch noch im Hause des Vaters. Doch hört' ich vor einigen Tagen, daß sie dasselbe bald verlassen wird.“

„Und warum?“

„Ja, Herr Baron . . . das ist eine eigene Geschichte! Director Rostner hat vor fünf Jahren wieder geheirathet und seine zweite Frau ist ganz anders als die erste war. Die war ein liebes

Hausmütterchen, eben wie meine Alte, nur natürlich eine Etage höher und auch etwas sanfter und geduldiger; doch die zweite Frau ist . . . nun, wie sag ich doch gleich . . . eine Dame!"

„Eine Dame?"

„Ja, sie hat so etwas Elegantes, Seidenrauschendes, und sie giebt sich oft den Anschein, als sei es sehr herablassend von ihr gewesen, daß sie den Herrn Director geheirathet, da sie damit eine eigentliche „gnädige Frau" nicht geworden. Wir tituliren sie einmal nicht so; sie gehört zum Schulfache und da sind alle Katzen grau."

„Ist sie denn von vornehmer Herkunft?"

„Das eigentlich nicht, sie hat entfernte Vettern von Adel; doch sie lebte mit ihrer Mama in sehr bescheidenen Verhältnissen, und die Rittergüter der Familie spielten nur in ihren Gesprächen eine große Rolle; in Wirklichkeit warfen sie ihr keinen Pfennig Zinsen ab. Sie hat gar keine Ursache herablassend zu sein. Nach meiner Ansicht ist sie eine Bank hinaufgerutscht, als sie die Frau unseres Directors wurde; sie ist jetzt eine hochansehnliche Frau und

die blauen Mützen des ganzen Gymnasiums fliegen vom Kopfe, wo ihre Feder vom Hute weht."

„Ich bin in der That neugierig, diese Dame kennen zu lernen", versetzte Felsen, „wie schlicht und einfach war ihre Vorgängerin im Hauswesen!"

„Ja, nicht blos schöne Töchter", sagt meine Alte immer, „auch schöne Frauen sind ein goldenes Ei, das der Teufel einem in die Wirthschaft legt. Und sie konnte es sagen, denn sie war nie schön, meine Alte, und hatte hierin mit dem Teufel nichts zu thun; aber klug war sie immer . . . und man merkte auch bisweilen ihren Pferdefuß."

„Nun . . . die Dame will wohl Röschen nicht im Hause dulden?"

„Sie nimmt ihr zu vielen Platz fort . . . die neuen Kinder wachsen heran, jedes Kalenderjahr wird mit einer Kindtaufe bezeichnet. Und weil sie eine Dame ist, die Frau Directorin, so braucht sie auch viel Geld; denn sie muß eine Toilette nach der Mode haben und dann hat sie auch . . . wie heißt es doch gleich? . . . einen jour fixe: da kommt alles in's Haus und erhält Thee und Butterbrödchen und da trommelt sie auf dem Pianoforte und singt,

daß man's über die ganze Straße hört, und die Herren Lehrer müssen ihr den Hof machen, um sie herum hüpfen und düfteln, denn ihr zu Liebe parfümirt sich alles und zieht Lackstiefeln an und sie führt dann die Unterhaltung mit „Spritt", wie meine Alte immer sagt. Und wenn's auch nur Thee und Butterbrödchen sind: das kostet doch Geld. Und da hat sie sich denn entschlossen, wieder Pensionäre zu halten, obschon ihr das anfangs nicht vornehm genug war; doch Noth bricht Eisen. Und wo soll da Röschen bleiben? So groß ist die Amtswohnung nicht."

„Das arme Mädchen."

„Ich bin ein alter Freund von ihr . . . eine Prise, Herr Baron? Mir sagt sie alles . . . sie hat sich schon nach einer Stellung umgesehen und erwartet täglich einen erwünschten Bescheid. O, es kann ihr nicht fehlen . . . sie ist eine Lateinerin und Griechin und in ihrem gelehrten Kränzchen ertheilt sie jungen Mädchen darin Unterricht."

„Ei sieh da", rief Felsen verwundert aus, „das kleine Röschen, mit dem ich früher oft so herablassend

gespielt habe, ist ein solches Wunder von Gelehrsamkeit geworden?"

„Mir thut's leid, daß sie fort muß oder fort will . . . an ihre Stelle kommen dann die garstigen Pensionäre."

„Doch bedenken Sie, Sturmwedel, daß ich selbst jahrelang ein Pensionär des Directors war."

„Nichts für ungut, meine Alte sagt immer, wo ein Pensionär hintritt, da wächst kein Gras! Sie ist nicht mehr so kräftig wie früher und es wird ihr eine große Last werden, drüben das Haus in Ordnung zu halten."

Der Pedell plauderte noch einige Zeit lang im gleichen Tone fort; dann bat ihn Felsen, er möge ihn in die Klassenzimmer führen, in die Prima und Secunda.

Eine schräge, vom Sonnenschein angeglühte Staubwolke hing in den öden Räumen, die Felsens Fuß betrat; auf der Schultafel standen halbverlöschte stereometrische Figuren und mathematische Formeln; unten in den Winkel hatte eine verbrecherische Hand mit kecken Umrissen zwei Lehrerprofile hingezeichnet, welche Sturmwedel alsbald mit wohlwollendem

Schwamm, um alle künftigen Conflicte zu vermeiden, fortwischte.

Auf den Bänken suchte Felsen seinen Namen, den er einst als memento mori zur Erinnerung an jene Stunden, wo er vor Langeweile fast gestorben wäre, in das geduldige Holz eingeschnitten hatte. Daneben standen die Anfangsbuchstaben anderer Namen . . . und sie weckten in ihm wehmütige Erinnerungen an die alten Genossen. Zwei Buchstaben genügten, um ein lebendiges Bild hervorzuzaubern. Aus einem A. und Z. erstand der semmelblonde Anton Zalow mit den gutmüthigen blauen Augen, genannt der „Schäfer“, der, wenn er sein Pensum hersagte, die Hirtenflöte blies; aus dem W. und R. der Wilhelm Rudberg mit dem scharfen Blicke, der aus einem Buche lesen konnte, das vier Bänke weiter vorn aufgeschlagen auf dem Tische lag, dessen eigentliches Wissen sich gar nicht controliren ließ, da er alles ablas und abschrieb, was sich in der Nähe und in der Ferne zeigte . . . man nannte ihn deshalb den „Somnambulen“. und aus zwei verschlungenen C. und D. erstand Carlchen Dunzer, der lustigste in der ganzen Klasse, der alle Lehrer

und alle Schüler in ihrer Sprechweise und ihren Manieren mit vollendeter Meisterschaft nachzuahmen wußte, vom tiefsten Grunzen des patriarchalischen Basses bis zur höchsten Fistel, die dem Primus eigen war und seine sonstigen Vorzüge wesentlich beeinträchtigte.

Während Sturmwedel das Katheder abstäubte und einige verschobene Bänke zurechtrückte, setzte sich Felsen auf seinen alten Platz, und es war ihm, als ob jetzt sein Namenszeichen wie die Buchstaben einer geheimnißvollen Kabbala seine ganze Magie entbände, als ob ein visionäres Leuchten durch das Schulzimmer ginge und wie aus einem Zauberspiegel Gestalten aufleuchteten, anfangs verdämmernd, dann immer lichter, deutlicher. Der Lärm der Klasse brauste um ihn . . . des Primus Fistelstimme ließ vergeblich den Ordnungsruf ertönen; da trat ein Lehrer nach dem andern auf das Katheder; der Mathematiker, ein quecksilbernes Männlein, der mit der Fingerfertigkeit eines Escamoteurs an die Tafel Figuren zeichnete und Formeln schrieb, und dem alle verwundert zusahen, wie Mephistopheles den Hexen um den Rabenstein: „weiß nicht, was sie kochen

und schaffen;" der Grieche, genannt der Chorführer, denn die Metrik der Chöre des Sophokles war sein Steckenpferd, und er mühte sich immer vergeblich ab, die Schüler in das Geheimniß der durcheinander taumelnden Längen und Kürzen einzuweihen; der Geschichtslehrer, ein urwüchsiger, kräftig gebauter Teutone, dem's auf eine kleine Geschichtsfälschung nicht ankam und der die Deutschen gelegentlich auch da siegen ließ, wo sie nach allen guten Quellen die Schlacht verloren hatten.

Zehn Jahre erst entschwunden . . . und mit ihnen alle diese Lehrer, versetzt, pensionirt, gestorben!

Und in dieser magischen Vision kam die alte Schulstimmung über Felsen: er empfand die Angst, wenn er sein Pensum nicht konnte, und den Jammer über die rothen Striche am Rande der Hefte, die hier und da so dicht standen, als wäre zum Sammeln geblasen worden, und die Freude über die rothe Eins, wenn sie wie der Posten vor dem Schilderhäuschen dastand und das Gewehr vor ihm präsentierte.

Er war so tief in Gedanken versunken, daß ihn

Sturmwedels ungeduldig knarrende Schnupftabaksdose erst in die Gegenwart zurückrufen mußte.

Er folgte ihm durch die hallenden Corridore und gab ihm dann eine Karte mit, die er dem Director abgeben sollte, um seinen Besuch bei ihm anzumelden. Dann ging er in's Hotel, wohin er seine Sachen von der Bahn bringen ließ, und dort im einsamen Zimmer hing er wieder seinen Träumen nach.

O diese kleine enge Welt . . . wie war sie doch damals so reich gewesen! in der Ferne lag so ahnungsvolle Dämmerung . . . das war das Leben!

Doch wem hatte es Wort gehalten?

Aus so schwermüthigen Gedanken riß sich Felsen gewaltsam heraus, um seine Toilette für den Besuch bei dem Director zu machen.

Zweites Kapitel.

Die früher so altersgraue Wohnung des Directors, die neben dem Gymnasium lag, hatte seit zwei Jahren einen neuen Anstrich erhalten, dank den Bemühungen seiner Gattin, welche durch ihre persönliche Liebenswürdigkeit bei den maßgebenden Behörden der Provinz diese Verschönerung durchgesetzt hatte. Indeß konnte das Haus dadurch keine modische Eleganz gewinnen; dazu waren die Zimmer zu niedrig, die Treppen zu eng; die Vorhallen mit ihren alterthümlichen Gewölbrippen hatten etwas Dumpfes; kurz, die neue Gewandung wollte nicht recht passen zum engbrüstigen und unmodernen Inneren des Hauses.

Das Zimmer des Directors lag in dem etwas höheren Erdgeschoß. Hier hatte Amanda — so hieß seine Gattin — durch Ankauf eines höchst eleganten

Schreibtisches von Mahagoni, durch eine ganze Niederlage von Nippsachen, die sie auf den kleineren Spiegel- und sonstigen Tischen verstreute, alles mögliche gethan, um dem Zimmer ein etwas modisches, geputztes Aussehen zu geben. Wenn nur nicht die alten, bis an die Decke reichenden Bücherregale gewesen wären, mit ihren oft unscheinbaren Lederbänden oder hin und wieder sogar zerfetzten Pappdeckeln! Das stand ja alles nicht in gerader Reihe aufmarschiert, die einen wohlthuenden Eindruck auf das Auge gemacht hätte; das war ein unregelmäßiges Durcheinander, in welches auch die Hand der Directorin keine rechte Ordnung zu bringen vermochte.

Eben saß der Director eifrig bei seiner Arbeit; er verfaßte ein neues Horazlexikon; die kleinen Tische hatte er an den Schreibtisch herangeschoben, um alle Ausgaben des Horaz gleich bei der Hand zu haben; der Nippkram war auf die Fensterbretter postirt worden, wobei einer oder der andere kleine Chinese im Getümmel etwas geschunden wurde. Dafür lachte jetzt freundlich zur Linken der Meinicke an, zur rechten der Bentley und die Scholien des Porphyrio lagen auf der Erde zu seinen Füßen.

Packete Zettel waren vor ihm auf dem Schreibtische aufgethürmt: das war der Buchstabe B. und jetzt war er beim C. angekommen und schrieb mit Behagen aus dem Gedächtniß die Redewendungen nieder, welche sich an das eine oder das andere mit diesem Buchstaben beginnende Hauptwort knüpften.

In dieser Beschäftigung störte ihn seine Gattin, welche bei ihrem Eintritt mit Mißvergnügen bemerkte, daß alle die kleinen Porzellangötterchen und sonstigen Nippfiguren ins Exil am Fenster geschickt worden waren.

Director Rostner war stets so in seine Arbeit vertieft, daß ihn der wildeste Schlachtlärm kaum hätte aufscheuchen können: doch wenn das seidene Gewand seiner Frau ins Zimmer rauschte, da empfand er stets ein nervöses Prickeln bis in die Fingerspitzen; ihm war zumuthe, als wäre er von dem Schlage einer elektrischen Batterie getroffen worden; er fuhr in die Höhe, auch wenn die schönste dichterische Wendung des Meisters von Venusia ihn mit ihrem Sirenenzauber gefesselt hielt.

„Wir erhalten ja Besuch . . . Frau Sturmwedel sagte mir . . .“

Rostner hoffte das Gespräch mit seiner Gattin

abzukürzen, indem er ihr über die Schulter hinweg die Visitenkarte des Baron Felsen überreichte.

„Ein Schüler von Dir?“ fragte Amanda.

Ja, und zwar ein guter, fleißiger Schüler!“

„Du wirst den Baron mir hoffentlich vorstellen. Du hast mir ja so viele Predigtamtscandidaten mit krummgezogenem Johannisscheitel und erst neulich einige literarische Vagabonden mit einer Wäsche von fragwürdiger Sauberkeit vorgestellt, welche alle die Ehre hatten, Deine Schüler zu sein. Ein Baron ist doch etwas anderes . . . und ich liebe den vornehmen Umgang.“

„Gewiß werde ich Dir den Baron vorstellen . . . er war ja mehrere Jahre lang in Pension bei mir und einer meiner Lieblinge!“

Rostner tauchte die Feder wieder ein, blätterte in seinen Zetteln herum und deutete damit seine Überzeugung an, daß der Gesprächstoff, der seine Gattin herbeigeführt habe, jetzt wohl erledigt sei und er wieder an seine Arbeit gehen könne.

Amanda berührte ihren Mann leise mit der Spitze ihres Sonnenschirms, schob Bentleys Horazausgabe von dem nächsten Stuhl, daß sie etwas

unsanft zur Erde fiel und sprach dann die fatalen Worte:

„Ich habe mit Dir zu sprechen, Rostner."

Der Director warf noch einen wehmüthigen Blick auf die Zettel, die vergeblich jetzt auf die unsterblichen Worte des Horaz harrten, spritzte die Feder aus und hörte mit stummer Ergebung.

„Ich habe mir's überlegt, Amadeus," begann Amanda mit ihrer sonoren Stimme, die einen gewissen befehlenden Ton hatte, „es wird sich kaum anders einrichten lassen. Wenn wir drei Pensionäre nehmen, brauchen wir Röschens Zimmer."

Rostner rückte mit einem verdrießlichen „Hm, hm," auf seinem Stuhle hin und her.

„Ich will ja Röschen nicht verstoßen," fuhr Amanda fort, „obschon ich finde, daß ihre gelehrten Conventikel unser Haus lächerlich machen."

„Nun, nun," meinte der Gatte, „Gelehrsamkeit ist doch nichts Lächerliches."

„Bei alten Herren nur bisweilen, wenn sie zur Unzeit zutage tritt . . . bei jungen Mädchen immer!"

„Das will ich doch nicht sagen, liebe Amanda!

„Aber ich will es sagen, lieber Amadeus! Natürlich giebst Du es nicht zu; denn Du trägst ja die Schuld daran, daß Röschen mit Latein und Griechisch besser Bescheid weiß als mit Plätten und Kochen."

„Geistige Bildung," versetzte der Director, nachdem er sich vorsichtig geräuspert hatte, um auch für eine längere Rede vorbereitet zu sein, „sie ist eine Zier auch des weiblichen Geschlechts; denn sie ist ein Theil unserer Menschenwürde und ich kann es nicht dulden, daß . . ."

Da fiel ihm Amanda in's Wort, welche gegen die längeren Reden des Gatten, die sie als „Schulreden" zu bezeichnen pflegte, eine unverhohlene Abneigung zeigte:

„Du ereiferst Dich ja ordentlich, lieber Amadeus! Mir fehlt es wohl an geistiger Bildung? Es hapert wohl mit meiner Menschenwürde? Doch lassen wir das. Galanterie ist einmal keine Tugend der Gelehrten; ich wollte über Röschen mit Dir sprechen."

„Das arme Mädchen!"

„Arm? Warum? Reich sind auch meine Kinder

nicht; doch ich liebe Röschen trotz ihrer Eigenheiten nicht weniger als Du. Ich will für sie sorgen . . . sie muß heirathen."

„Heirathen?" rief Rostner befremdet aus.

„Gewiß! Ich will doch wahrlich ihr Glück!"

„Heirathen? Sie hat nie davon gesprochen, sie denkt nicht daran."

„Aber ich denke daran . . . und auch andere. Sie gefällt, sie macht Eindruck; sie ist ja ganz hübsch und artig. Viele Männer begnügen sich damit; sie verzichten auf das Stattliche der ganzen Erscheinung, das doch nachher für eine Frau sehr in's Gewicht fällt."

„Du bist freilich ganz anders," versetzte der Director . . . nicht ohne einen tiefen Seufzer, „Du imponirst."

„Ich wünschte besonders Dir zu imponiren. Doch das beiläufig, der Geschmack ist eben verschieden. Oberlehrer Berning interessirt sich für das Mädchen."

„Berning?"

„Er sprach mit mir von Röschen . . ."

„Wirklich? Ich glaubte, er interessire sich mehr

für Dich!" Etwas wie ein siegesfreudiges Lächeln glitt über Amanda's Züge; es war ja ihr Stolz und Triumph, daß sie den Männern gefiel; doch als ehrbare Gattin und Mutter mußte sie diese flüchtigen Empfindungen verleugnen, und mit einer leisen Verschämtheit sagte sie:

„Thorheit . . . er ist eben galant."

„Sehr galant," fügte der Gatte hinzu.

„Das befremdet Dich wohl? Dergleichen steht nicht in Deinen Büchern; doch es ist die Sitte der feinen Welt. Du kannst sehr ruhig sein: er liebt Röschen und hat bei mir unter der Blume um ihre Hand angehalten."

„Berning?" rief Rostner ärgerlich, indem er die Glossen des Porphyrio, ohne es zu wissen und zu wollen, mit dem Fuße fortstieß, „er ist mir nicht genehm! Das ist so einer der modernen Herren, welche den Gentleman spielen, von Kopf zu Fuß correct nach dem Modejournal und mit so vielen noblen Passionen, als ihre Mittel nur irgend ihnen erlauben. Ich mag sie alle nicht — diese Firlefanze, die sich ihres Lehrerberufes imgrunde schämen und den großen Herren spielen wollen. Unser

Ideal bleibt immer der Dorfschullehrer mit dem Baculus, der Mann im schlichten Rocke, der nichts kennt als seinen Beruf. Nur wer keine anderen Gedanken hat als die Jugend zu bilden: das ist der echte Lehrer. Dieser Berning tanzt, geht auf die Jagd, ist mit den Landjunkern Du und Du, macht den schönen Frauen und Mädchen den Hof; er trinkt, ja er spielt vielleicht; er ist mir der mißliebigste von allen Lehrern der Anstalt!"

Amanda zuckte mit den Achseln:

„Das thut mir leid, aufrichtig leid! Ich hoffe Du wirst dies Vorurtheil ablegen; denn Berning ist ein geeigneter Gatte für Röschen und er wirbt um sie."

„Das befremdet mich! Dieser Glücksjäger und unser armes Röschen . . . ich glaube nicht daran, Er ist der Mann, eine reiche Frau zu berücken, da er viel Geld braucht, und es wird ihm auch gelingen, durch sein bestechendes Wesen eine solche Goldschöne zu berücken. Er und Röschen . . . es kann nicht sein . . . ich glaube fast, Ihr wollt mich sicher machen."

„Amadeus!“ rief Amanda jetzt entrüstet, „ich verbitte mir solche beleidigende Annahmen.“

Sie erhob sich von ihrem Stuhle mit zornfunkelnden Augen; der Director schrumpfte auf dem seinigen etwas zusammen und trat nach dem kühnen Ausfalle den Rückzug an.

„Entschuldige nur; es war nur eine Variante, die mir so herausfuhr; es wäre ja ein Abgrund von Schlechtigkeit, wenn Ihr hinter meinem Kinde Euch vor mir verstecken wolltet.“

„Verschone mich künftig mit solchen Lesarten,“ versetzte Amanda, im Zimmer auf- und abgehend, um ihre Erregung zu bemeistern.

„Es handelt sich um Röschen's Glück,“ fuhr sie fort; Berning hat Connexionen, er wird es weit bringen. Die Hochzeit kann bald stattfinden, die Aussteuer macht ja nicht viel Mühe. Sie geht in das Haus des Gatten, wir erhalten Platz für unsere Pensionäre und uns allen ist geholfen.“

„Das geht alles sehr rasch,“ versetzte Rostner, „ich kann so rasch nicht folgen. Doch was sagt denn Röschen dazu?“

„Das wollen wir bald hören,“ erwiederte

Amanda, indem sie die Klingelschnur zog und dem rasch erscheinenden Hausmädchen den Befehl erteilte, das Fräulein herbeizurufen.

Auch Rostner hatte sich jetzt erhoben; seine Züge hatten jenen energischen Ausdruck angenommen, der ihnen sonst fremd war, aber dann nicht ausblieb, wenn er sich zu einem Kampfe mit der widerspänstigen Prima rüstete.

„Nichts geschieht ohne Röschen's freie Zustimmung. Will sie den Berning, nun . . . da knöpf' ich meinen Rock zu und stecke meine Bedenken in die Tasche. Will sie ihn nicht, so wird sie nicht gequält, so wahr ich Rostner heiße!"

Es öffnete sich die Thüre und ein allerliebster Mädchenkopf sah herein. Wer da von Schulröschen's gelehrtem Cirkel gehört, der mußte glauben, daß das junge Mädchen blasse Wangen habe, abgehärmt durch unzeitige Studien, daß sie ein kleiner eckiger weiblicher Pedant sei mit jener Verdrossenheit, welche für eine Mitgift aller Gelehrsamkeit gilt. Doch Röschen war ein munteres frisches Mädchen, mit ungetrübten blauen Augen, die nur bisweilen aus einem schalkhaften Hinterhalt hervorzublicken schienen, mit feinge-

schnittenen Lippen, um die meistens ein gewinnendes Lächeln spielte, mit dunklem vollem Haar, das losgelöst die ganze schlanke Gestalt umfließen mochte.

„Ist es denn wahr?" rief sie hereinhüpfend, „wir bekommen Besuch? Du ließest mich ja rufen. Gustav, Papa? O, ich besinne mich sehr wohl auf ihn: er war ein großer Junge und ich ein kleines Mädchen, aber er spielte oft mit mir."

„Ja", versetzte Rostner, „der Baron kommt, um die Stätte wiederaufzusuchen, wo er einen Theil seiner Jugend verlebt hat."

„Das ist schön!" rief Röschen in die Hände klatschend, „o, wie das alles wieder vor meiner Seele aufgeht, wenn ich darüber nachdenke. Wie oft hat er mit mir gekegelt! Ich hatte solch' ein kleines Kegelspiel für's Zimmer. Es lärmte nicht allzusehr, aber wir lärmten destomehr, wenn alle Neune fielen. Da blies ich Trara in der hohlen Hand und er nahm die Kindertrompete und blies eine Fanfare!"

„Das muß sehr hübsch gewesen sein", warf Amanda spöttisch ein; „hat Euch denn Niemand verboten, solchen Lärm zu machen?"

„O, nein“, versetzte Röschen, „Mama saß dabei und lachte. Einmal trug er mich Huckepack.“

„Pfui, der große Mensch!“ rief die zweite Mutter aus mit einer Miene tiefgefühlten Abscheus über diese Tactlosigkeit.

„Doch ich war damals umso kleiner“, sagte Röschen ganz unbefangen, ohne sich durch diese Bemerkung stören zu lassen. „Wir waren mit Papa im Walde . . . Papa, weißt Du noch? Und Mama war auch dabei, meine gute liebe Mama . . . und da war auch ein Wolkenbruch gefallen, es war, als wäre der ganze schwarze Himmel herniedergebrochen. Die Wege waren schlecht geworden und die Bäche geschwollen. Da nahm er mich zuerst auf den Arm und dann trug er mich Huckepack weit, weit und lange und meine Strümpfchen waren so trocken, als wäre ich in Ballschuhen über das Parquet geglitten. Der brave Junge . . . ich hab' es ihm nie vergessen!“

„Ich besinne mich“, sagte Rostner mit einer Miene, welche zeigte, wie sein Herz von diesen Erinnerungen durchwärmt wurde; „es war anfangs ein so schöner Tag . . . und Ihr pflücktet Blumen

für Mama, Glocken- und Sternblumen, und sie freute sich so darüber. Und dann kam das böse Wetter . . ."

„Ein Dritter", warf Amanda ein, „ist sehr überflüssig, wenn solche Erinnerungen wachgerufen, so nichtssagende und langweilige Geschichten erzählt werden. Ich habe jedenfalls Wichtigeres mit Dir zu besprechen, Röschen. Ist Dein Herz noch frei?"

„Gewiß", versetzte Röschen heiter, „beide Kammern und Vorhöfe. Alle Zimmerchen zu vermiethen. Hängt mir der Zettel nicht im Gesicht?"

„Ich wüßte eine Partie für Dich!"

„Ach nein, Mama, ich bin keine Chloë für einen Horaz, keine Sulpicia für einen Tibull."

„Junge Mädchen müssen heirathen!"

„Doch nur, wenn sie lieben", ergänzte Röschen nachdenklich, und der Vater nickte zustimmend: „Darin hat sie Recht."

„Das findet sich", versetzte Amanda mit der überlegenen Klugheit der Weltdame; „man muß sich kennen lernen, um sich lieben zu können. Doctor Berning interessirt sich für Dich . . . wie gefällt er Dir?"

„Sie sagen ja“, meinte Röschen, „daß er ein schöner Mann sei; warum sollt' er mir nicht gefallen? Er sieht recht stattlich aus und gelehrt ist er ja auch.“

„Darf ich ihn ermuthigen?“ fragte die Mutter.

„Ihm fehlt es doch sonst nicht an Courage“, versetzte Rostner, „mag er sehen, wie weit er mit dem Mädchen kommt!“

„An's Heirathen denk' ich nicht, Mama“, sagte Röschen; „da müßt ich ja meine schönen Bücher beiseite legen und könnte meinen Freundinnen keine Lectionen mehr ertheilen und nicht mehr mit Papa plaudern über die Aeneïde und die ars poetica.“

„Das wäre auch ein rechtes Unglück“, warf die Mutter ein; „wie schön für Dich und uns, wenn Du versorgt wärst.“

„Ist dazu ein Mann nöthig? Das ist etwas so Fremdartiges, so Unerhörtes . . . man könnte das Gruseln bekommen, wenn man daran denkt. Muß denn für uns immer von anderen gesorgt werden? Wir können ja für uns selbst sorgen . . . nicht wahr, Papa? Wer soviel gelernt hat, wie ich. . . .“

„Lauter brotlose Dinge", warf Amanda ein, „was soll ein Mädchen mit Latein und Griechisch? Das ist gerade so wie wenn ein Mann Strümpfe stricke."

„Du gehst hierin zu weit, Amanda", bemerkte Rostner.

„Ja, ich weiß schon ... die Bildung, die tiefe Bildung! Damit bleibt man aber ewig festsitzen, wird weder sich noch anderen nützlich."

„Liebe Mama", sagte Röschen, „ich will mich nützlich machen; ich fühl's, daß ich hier im Hause zu vielen Platz fortnehme. Nur ein wenig Geduld noch, Mama! Ich habe schon daran gedacht ... nicht an einen Mann, bewahre! Daran darf kein Mädchen denken; das muß kommen unverhofft, über Nacht, wie ein Wunder; nein, an eine Stellung!"

Vater und Mutter sahen das Mädchen verwundert an. Rostner seufzte dann:

„Gutes Kind ... es sollte mir leid thun!"

„Ohne unseren Rath?" sagte Amanda; „uns kann es nicht gleichgültig sein, in welche Kreise Du geräthst".

„Das ist mir auch nicht gleichgültig; ich habe

mir schon etwas Nobles ausgesucht. Nur eine Bedingung hab' ich gemacht: wenn diese erfüllt wird, dann soll hier im Hause Platz werden. Es muß sein ... ich weiß es: Dira necessitas cum clavis."

Rostner hielt es für nöthig, seiner Gattin den horazischen Vers zu übersetzen: „Die grausame Nothwendigkeit mit ihren Klammern", sagt der römische Dichter; es paßt hier recht gut."

„Ich bitte", meinte Amanda verdrießlich, „in meiner Gegenwart nur ehrliches Deutsch zu sprechen."

Bei diesen Worten klopfte es und der Oberlehrer Berning trat ein, der alsbald das Zimmer mit einer Atmosphäre von Patchoulíduft und anderen modischen Essenzen erfüllte. Es war derselbe Herr, den Gustav von Felsen im Thorweg des Gymnasiums bemerkt und nach welchem er sich bei dem Pedell erkundigt hatte. Berning machte in der That nicht den Eindruck eines Schulmannes: auch schimmerte nichts vom Pädagogen durch seine eleganten Manieren hindurch, kein schwerfälliger unerquicklicher Rest, der im Weltmann nicht aufgegangen wäre. Alles an ihm war aus Einem Gusse, und mancher

Landedelmann hätte ihn um seine vornehme Erscheinung beneiden können.

Heute hatte er etwas besonders Siegsgewisses in seinem Auftreten; er wandte sich zuerst der Dame des Hauses zu; denn die Strategie der Liebhaber, durch die Mutter die Tochter zu erobern, befolgte er in einer so nachdrücklichen Weise, daß viele zweifelhaft darüber waren, ob er nicht durch die Tochter die Mutter erobern wolle. In nachdenklichen Augenblicken hegte der Gymnasialdirector selbst diesen Zweifel; jedenfalls war ihm die aufdringliche Galanterie Berning's unangenehm.

„Ich küsse der gnädigen Frau die Hand", sagte dieser, indem er der Ankündigung sogleich die That folgen ließ; „ich bringe Grüße von Ihrem Vetter Udo und Ihrem Onkel Ottomar . . . ich war gestern auf der Jagd mit ihnen zusammen."

„Danke verbindlichst . . . wie geht es ihnen?"

„Udo giebt seine Millionen wie immer mit Grazie aus. Bei Onkel Ottomar, der einen stolzen Zwanzigender geschossen, machten wir ein Jeuchen."

„Sie benutzen", warf der Director ein, „in der That Ihre Ferien zur Erholung."

„Sie sollten auch mehr ins Freie hinaus und die Arbeit an Ihrem Lexikon etwas ruhen lassen. Im Wald . . . da geht uns das Herz auf. Wenn man so einem Vierfüßler etwas auf den Pelz brennt, das ist doch ein anderes Gefühl, als wenn man einen Bock in einem Schulheft roth anstreicht, und solch' ein Jagdessen mit köstlichen Weinen . . . es bechert sich herrlich, wenn die Mordlust gestillt ist."

„Es ist grausam", meinte Röschen, „die armen Thiere zu tödten."

„Gewiß . . . doch die Grausamkeit macht eben Vergnügen."

Berning nahm jetzt eine sehr gewinnende Miene an, trat auf Röschen zu und sagte mit einem halb flüsternden, vertraulichen Ton:

„Mein Fräulein, ich habe etwas für Sie!"

Röschen erschrak; sie glaubte, er wolle ihr ein Geschenk machen.

„Ums Himmelswillen nicht, Herr Berning; ich kann, ich darf nichts annehmen."

Sie hatte dabei Mühe, den lateinischen Vers: „Timeo Danaos et dona ferentes" niederzukämpfen, der sich auf ihre Lippen drängte.

„Nur eine Überraschung, Fräulein."

„Ach nein, Herr Doktor! Ich liebe die Überraschungen nicht. Das hat so etwas Aufreizendes und bringt mich aus dem ruhigen Tempo meines Denkens und Empfindens heraus."

„Fürchten Sie keinen gewaltsamen Eingriff in Ihr friedliches Dasein: ich habe nur einen Brief für Sie."

„Doch nicht von Ihnen?"

Röschen hätte gern das flüchtige Wort zurückgenommen, welches ihren Lippen zu schnell entflohen war; sie empfand selbst, daß der Ton, in dem sie diese Frage vorgebracht, etwas Verletzendes für den Doktor haben müsse; doch der Pfeil war einmal vom Bogen abgeschnellt. Berning zeigte indeß durchaus keine Empfindlichkeit.

„Ich würde es lieber vorziehen, einem so liebenswürdigen Mädchen persönlich zu sagen, was ich auf dem Herzen habe. Der Brief kommt nicht von mir, sondern von Freiin von Bergheim."

Jetzt wurde es Röschen etwas bang ums Herz.

„Ein so rascher Bescheid . . . das verkündet nichts Gutes!"

„Ich lernte die Dame,“ sagte Berning, „in Italien kennen, als ich mit dem Prinzen Rudolf reiste und folgte jetzt mehrfach ihrer Einladung nach Burgdorf. Sie hat mir diese Zeilen für das Fräulein mitgegeben.“

Er überreichte bei diesen Worten Röschen einen Brief, den er in zierliches Rosapapier eingeschlagen hatte.

„Was sie nur in Burgdorf sucht,“ sagte Amanda, während Röschen mit krampfhafter Hast das Schreiben öffnete.

„Sie kennt ja die Baroneß,“ erwiederte der Direktor; „sie war mehrfach mit ihr auf unserem Casino zusammen.“

Indeß hatte Röschen gelesen und begann händeklatschend im Zimmer umherzuhüpfen.

Alles bewilligt . . . alles! Papa, Mama, wie bin ich glücklich! Freut Euch! Platz für die Pensionäre! Rückt heran im Geschwindschritt, ihr guten Jungen! Röschen ergreift die Flucht; ich bin Gesellschaftsfräulein geworden?“

„Wie . . . bei Fräulein von Bergheim?“ fragte Amanda.

„Ja, bei der stolzen Mathilde. Doch sie ist gut und wir lieben uns. Ich empfange Gehalt . . . wirkliches baares Geld, das sich auf dem Tische aufzählen läßt, bekomme ein schönes Zimmer im Schlosse. Jetzt bin ich etwas . . . ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft . . . „selbstständig," wie's in den Badelisten heißt."

„Ich danke Dir, Röschen," versetze Amanda, „es war schön und edel von Dir, daß Du unsern Wünschen so entgegenkommst. Wo Du auch immer sein magst . . . hier bleibt Deine Heimat!"

„Mein liebes, gutes Kind," sagte jetzt auch Rostner mit gerührter Stimme; „ja das Vaterhaus steht Dir immer offen und müßt' ich alle Pensionäre zur Thüre hinauswerfen. Doch es thut mir weh. Dein liebes Gesichtchen nicht immer um mich zu haben."

„O es ist ja nur eine kleine Entfernung, ein Stündchen von der Stadt, ein reizender Spaziergang. Wir können uns so oft sehen, wie wir wünschen! Und denke Dir, Papa, Fräulein Mathilde hat auch meine Bedingung zugestanden."

„Welche Bedingung?"

„Einmal in der Woche darf ich im Schloß mein Kränzchen abhalten. Das Bibliothekzimmer wird mir dazu eingeräumt . . . und die Baroneß betrachtet alle meine Freundinnen als ihre Gäste.“

„Das ist sehr liebenswürdig,“ rief Amanda aus.

„Das ist schön,“ versetzte Rostner, „da wirst Du Dein Latein und Griechisch nicht vergessen. Hat man sich einmal die höhere Bildung angeeignet, so darf sie nicht wieder verlöschen von der Tafel des Geistes!“

„Es freut mich,“ warf Berning ein, „daß Sie so gastliche Aufnahme bei einer Dame finden, die ich wohl zu meinen Freundinnen rechnen darf. So wird mir auch ferner die Freude nicht versagt sein, Sie öfter zu sehen.“

„O, da draußen ist's schön,“ versetzte Röschen, „der Park mit den hohen Kastanien und Silberpappeln und der Pavillon mit der reizenden Aussicht . . . ich begreife, wie man da immer wieder hinaus will! Die Dryaden plaudern so anmuthig unter den rauschenden Wipfeln, und wenn man im Schatten einer riesigen Eiche sitzt am hohen Mittag,

da bläst Pan die Flöte und nichts regt sich als das flüsternde Schilf im Teiche."

„Sie beleben," meinte Berning, „die Natur anmutig mit den Bildern und Gestalten der alten Dichter. Doch welche Göttin sind Sie selbst, wenn die Männerwelt kommt, um Ihnen zu huldigen?"

„Dann bin ich Flora, welche die Körbe austheilt . . . doch nichts für ungut; es sind Körbe mit Blumen, Herr Doktor, und schöne Blumen trösten über den häßlichen Korb."

Röschen trat an's Fenster.

„Meine Freundinnen warten schon in der Laube."

„Geh' zu ihnen, mein Kind," sagte Rostner, „ich billige diesen wissenschaftlichen Verkehr. Warum soll Deutschland nicht auch seine gelehrten Damen haben, wie Italien? Auf dem Universitätshofe von Padua sind die Namen der promovirten Frauen in den Stein gegraben, um der Nachwelt erhalten zu werden. Vielleicht schmückt auch Dich einmal ein Doctorhut."

„Da würd' ich schmuck drinn aussehen; nein, Papa, ich will den Doctor im Kopfe tragen und nicht auf dem Kopfe."

„Und was tragen Sie im Herzen?“ fragte Berning.

„Meinen Papa,“ erwiederte Röschen, indem sie schalkhaft lächelnd zur Thüre hinauseilte.

Die Frau Directorin schüttelte mit dem Kopfe: Berning bot ihr seinen Arm, um sie aus der ungastlichen Arbeitsstube in den Salon zu führen, wo er sich mit ihr plaudernd auf die Ottomane zu setzen pflegte und jene tiefen Blicke, über die er gelegentlich verfügte, mit ihrer geheimnisvollen Magie auf das Herz der jungen stattlichen Frau wirken ließ.

Es geschah in der That um der Tochter willen; da aber das Mittel so reizend war wie der Zweck so konnte es ihm begegnen, daß er diesen bisweilen vergaß und sich ganz von der imponirenden Schönheit der Mutter fesseln ließ. Doch er besann sich rasch wieder auf seine wahre Absicht; er hatte gute Gründe, um Röschens Hand anzuhalten und er wußte, daß weder Vater noch Mutter sie durchschauen konnten.

Drittes Kapitel.

Das waren keine rauschenden Parkwipfel, auf welche des Mädchens Giebelfenster herabsah; das waren nur die Baumkronen eines Obstgartens, aber diese Kirsch-, Äpfel- und Birnbäume hatten eine ansehnliche Höhe, und wenn Pfingsten kam und mit lichtem Grün die Birkenwälder und Saatfelder betupfte, dann wurde auch weißer oder leise gefärbter Blüthenschnee auf den Garten ausgestreut und er stand da in einer seltenen Pracht, um welche die herrschaftlichen Ziergärten und Wildparks ihn beneiden konnten. Und weiterhin sah man aus den drei Fenstern des Giebelzimmers auf ein paar Berge am nahen Horizont, schüchterne Berge, welche jeder Höhenmessung gegenüber in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle dastanden, aber doch, wenn sie regengrau sich verhüllten oder sonnenhell leuchteten,

einen stimmungsvollen Hintergrund des landschaftlichen Miniaturbildes abgaben.

Drei Freundinnen Röschen's hatten sich bereits in ihrem Zimmer versammelt: am Fenster stand die gute Anna Süme, das sanfteste Mitglied des Kränzchens, mit hübschen braunen Augen, die aber immer dem Weinen nahe waren, und blonden Löckchen, die das feine melancholische Gesicht umrahmten; sie sah nach den Silberwölkchen, die sich am Himmel einigten und ihre Seele gondelte auf ihnen sanft durch den Azur.

Auf dem Sopha saß Lisa Kobisch, eine hochgewachsene, etwas dürftige Brünette. Da ihr Körper bei dem Schuß in die Höhe große Anstrengungen machen mußte, so war ihre Seele immer etwas müde, zerstreut, gelangweilt und sie wußte den Dingen dieser Welt, auf welche sie Jahr für Jahr von einem immer höheren Standpunkt herabsah, keinen besonderen Anteil abzugewinnen. Ganz anders die Dritte im Bunde, Auguste Rieser, welche eifrig in Röschen's Büchern herumblätterte; das war ein sehr gewecktes Mädchen, mit einem etwas spitzen

Näschen und nüchternen grauen Augen; altklug und alles besser wissend.

Die Unterhaltung zwischen den drei jungen Damen wollte nicht recht in Gang kommen. Anna träumte am Fenster, Lisa gähnte auf dem Sopha und Auguste las verständnißinnig bald hier bald dort eine Stelle aus einem zierlich niedergeschriebenen eingebundenen Dichter, wie sie das Büchergehänge über dem Nippestisch schmückten, während die lateinischen und griechischen Classiker in einem schlichten Repositorium an der Wand gegenüber eine Stätte gefunden hatten.

Das wurde anders, als Sabine von Bomst mit dem niedlichen Gretchen Bölle ins Zimmer trat: Sabine, die älteste und reifste von allen, ausgestattet mit einem kecken Stumpfnäschen, mit ein Paar feurigen Augen und stattlicher Körperfülle, Gretchen, das entfant terrible des Kränzchens, mit einer so naturwüchsig hervorquellenden Naivetät, daß sie, während ihr eigenes Gesichtchen feierlichen Ernst wahrte, ihre Freundinnen oft in die heiterste Laune versetzte.

„Wo bleibt denn Röschen?“ rief Sabine.

„Sie wird wohl noch lange nicht kommen: ich sah den Dr. Berning ins Haus gehen," meinte Gretchen.

„O, du kleiner Schelm, welche Bosheit! Doch freilich, wenn der Oberlehrer da ist, läßt man sich nicht gern stören. Solch' ein entzückender Don Juan . . . feinste pariser Odeurs:

„Er ist wie eine Blume,
So hold, so zart, so rein,
Ich sah ihn an, und Wehmuth
Schleicht mir ins Herz hinein."

„Der Berning ist ein feiner Mensch," sagte Lisa, sich streckend, „er gilt für schön, mir ist solche Schönheit langweilig! Ein Mann braucht überhaupt gar nicht schön zu sein, das ist unsere Sache!"

Inzwischen trat Röschen ein, schüttelte allen Freundinnen die Hände und setzte sich dann auf den Ehrenplatz am Studirtisch.

„Schlagt den Horaz auf, Kinder," sagte sie dann.

Und alle Stumpf- und Spitznäschen neigten sich; jedes Mädchen hatte ein Exemplar des römischen Dichters vor sich auf dem Tische liegen.

„Wo waren wir doch stehen geblieben?" fragte die stets zerstreute Anna.

„Wir fangen ja erst an," sagte Auguste, wir sind noch bei der ersten Ode."

In der That," sagte Sabine, „wir haben erst einige Verse durchgenommen; doch der Ovid gefiel mir besser. Das waren doch amüsante Märchen. Diese Götter und Göttinnen, das ging so reizend durcheinander. Und da wird alle Augenblicke eine von den Himmlischen eine Blume oder sonst etwas Apartes . . . oder sie jagen sich und haschen sich, daß es eine Freude ist."

„Ach, das ist Alles langweilig," rief Lisa aus, indem sie mit einem tiefen Seufzer sich in die Sophaecke lehnte.

Diese absprechende Bemerkung erregte einen Sturm des Unwillens

„Langweilig?" fragten alle durcheinander.

„Nun, ich meine das verwünschte Latein . . . ich versteh's nun einmal nicht!"

„Ja freilich, wenn Du's nicht verstehst," sagte Auguste mit gedehntem Ton und nahm eine überlegene Miene an.

„Ihr versteht's ja alle nicht! Ihr bildet's Euch blos ein. Das bischen Grammatik haben wir längst

wieder vergessen, und wenn uns Röschen nicht alles vorübersetzte . . ."

„Du denkst," erwiederte Auguste, „wir sind alle so zurück wie Du . . . es giebt aber Unterschiede!"

„Streitet Euch nicht," rief Anna, „es ist ein so schöner Schwung im Horaz! Fangen wir doch die Ode noch einmal an!"

„Silentium, Kinder!" gebot jetzt Röschen mit der ganzen Autorität der Vorsitzenden.

„Maecenas atavis edite regibus"

„Mäcen, Sprößling der alten Könige . . ."

„Ach!" warf Sabine ärgerlich ein, „wir waren ja schon beim olympischen Staub . . . warum sollen wir uns denn noch einmal mit den alten Königen herumschlagen?"

Wohl denn," versetzte Röschen, „einige freut es, olympischen Staub aufzuwühlen."

„Olympischen Staub" rief Sabine aus, „aha, das kommt vom Olympos. Wenn Vater Zeus die Röcke ausgeklopft werden, da fliegt der olympische Staub herum."

„Ach nein,“ meinte Gretchen, „wenn sie droben kehren und fegen . . . nach dem Cotillon.“

„Bewahre,“ versetzte Anna, „das bezieht sich auf die Rennbahn bei Olympia.“

„Ach da, wo sie jetzt das alte Zeug aus der Erde graben, Vasen, Bildsäulen, Ringe, altes Küchengeschirr. . . .“

„Lauter unbrauchbare Geschichten,“ sagte Gretchen verächtlich.

„Es ist in der That,“ sagte die Vorsitzende, „die Rennbahn von Olympia gemeint.“

„Rennbahn?“ fragte Sabine; „habt Ihr denn neulich das Frühjahrsrennen mit angesehen?“

„Ach wie war das schrecklich langweilig,“ seufzte Lisa. „Diese langgestreckten Pferde, bald der eine Kopf vorn, bald der andere . . . und diese roten Jokey's und die geputzten Damen auf den Tribünen.“

„O nein,“ meinte Sabine pathetisch, „es war zu reizend, wie der Lieutenant von Hirzen beinahe den Hals gebrochen hätte . . . er stürzte mit dem Pferde . . . das sah aus wie auf dem Schlachtfelde . . . da lagen sie, Roß und Reiter . . . wie mausetodt.“

„Der arme Hirzen!“ sagte Anna, „er hatte sich doch schwer verletzt.“

Im Eifer der Unterhaltung hatten sich alle von ihren Plätzen erhoben.

„Es geht ihm schon wieder besser,“ versetzte Auguste, „sein Reitknecht hat es unserer Köchin gesagt.“

Gretchen konnte ihrer Gefühle nicht länger Herr werden: „Er ist ein schöner Mann, der Lieutenant! Schlank wie eine Tanne, und er hat das Blond, das ich so fabelhaft liebe . . . Haar und Bart ganz wie der Siegfried.“

„Mir gefällt der Lieutenant von Zehrer besser,“ meinte Auguste, „wenn der sein Pferd courbettiren läßt: das hat doch eine Art . . . und dann hat er einen gewaltigen Schnurrbart . . . der lohnt schon allein das Entree.“

„Das einzig Amüsante,“ sagte Lisa, „war der furchtbare Guß, ehe noch die Steeplechase zu Ende war und beim Nachhausefahren. Die schönsten Toiletten zum Auswinden . . . die prächtigen Hüte zum Fortwerfen . . . die Kleider an den Leib geklatscht.“

Jetzt mußte Röschen zur Ordnung rufen:

„Setzt Euch nur wieder her; jetzt habt Ihr wirklich genug olympischen Staub aufgewühlt. Bitte jetzt um Ruhe und Aufmerksamkeit . . . sonst kommen wir nicht vorwärts. Und doch ist diese Ode so schön: Horaz zeigt uns den mannigfachen Ehrgeiz der Menschen. Die einen suchen die Kränze der Rennbahn zu erringen, die andern streben nach hohen Staatsämtern und Würden. Den Kaufmann, der die Armuth nicht ertragen kann, freut es, dem Gewinn auf dem Meerschiff nachzujagen, mag er auch den Africus fürchten, der die icarischen Fluthen aufwühlt; andere freut der Kriegslärm, der den Müttern so verhaßt ist . . . das ist schön gesagt. Vergänglich aber ist der Preis dieser Bestrebungen, unvergänglich des Dichters Ruhm. Wen die Muse krönt, der erhebt sein Haupt zu den Gestirnen:

„Sublimi feriam sidera vertice."

Die etwas freie Inhaltsangabe der Ode hatte Röschen mit vieler Wärme vorgetragen; sie ahnte nicht, daß sie außer ihren Freundinnen noch andere Zuhörer hatte: schon beim Beginn ihres Commentars hatte ihr Vater leise die Thüre geöffnet, dann aber

einem Herrn, der hinter ihm stand, einige Worte zugeflüstert.

Jetzt traten beide vor.

„Bravo, Töchterchen!" rief der Vater, „laß Dich nicht stören!" „Guten Tag, ihr Mädchen! Röschen, hier bring' ich einen Jugendfreund."

„Das wäre Gustav? fragte Röschen verwundert.

„Ja, das ist Gustav," erwiederte Felsen, „und er ist sehr erstaunt, daß seine Jugendgespielin ein so stattliches Mädchen geworden ist."

„Entschuldigen Sie, Herr Baron . . . das platzte mir so heraus."

„Geben Sie mir die Hand, Fräulein Röschen, wir wollen nach wie vor gute Freunde bleiben!"

„Das lass' ich mir gefallen," flüsterte Sabine zu Auguste, „der ist wirklich ganz nett."

„Die so nett aussehen," erwiederte diese, „taugen in der Regel nicht viel."

„Ich bedaure sehr," sagte Felsen, „daß ich die jungen Damen störe."

„O bitte," entgegnete Röschen, „wir haben Zeit, sehr viel Zeit. Es pressirt nicht so mit unserem Latein. Meine Freundinnen," sagte sie dann vor=

stellend, „Sabine, Auguste, Anna, Lisa, Gretchen . . . auf die Zunamen, auf die gens, kommt es bei uns nicht an; Herr Baron von Felsen. . . ."

„Ach der lange Gustav," flüsterte Gretchen zu Lisa, „mit dem wir uns oft herumgeneckt haben."

„Mir gefällt er nicht," erwiederte Lisa, „er sieht so anspruchsvoll aus."

„Sie haben viel vor uns voraus," sagte Felsen; „aus freier Neigung wenden sie sich den Studien zu, die uns der harte Zwang wenig genießbar machte. Ja, ja! Herr Director, eine Horazische Ode und Satyre war für uns oft eine hate Nuß, an der wir herumknusperten, bis wir das Buch beiseite warfen und in die freie Luft hinausstürmten."

„Und ich hab' Euch doch," sagte der Director mit voller Ueberzeugung, „alles so angenehm gemacht!"

„O, wir hingen auch an unseren alten Lehrern," sagte Felsen, „und ich muß sagen: es wehte mich an wie Heimathluft, als ich den Kirchthurm des lieben Städtchens über den rothen Dächern empor=steigen sah und die Plätze begrüßte, wo ich mit meinen Kameraden den Horaz und Homer scandirte."

Und nun begann Felsen alle die Gefühle zu

schildern, die ihn bestürmten, als er die alten Räume wiedersah und selbst aus dem runzelvollen Gesichte des alten Sturmwedel die Erinnerungen seiner Jugend zusammenlas.

Es lag so viel Herzenswärme in seiner Erzählung, daß Röschen ihr mit innigem Antheil folgte.

„Er ist ein Phantast," sagte Lisa, „solche weiche Gallert ist für mich ungenießbar."

„Es ist merkwürdig," meinte Felsen, „durch welches Vergrößerungsglas die Erinnerung sieht: kommt man zurück an die alten Stätten der Jugend, da schrumpft alles wunderlich zusammen. Ich habe viele Kirchen auf meinen Reisen gesehen, aber unsere altersgraue Pfarrkirche erschien mir in der Erinnerung so imposant, als könne sie den Vergleich mit einigen berühmten Domen aushalten. Die Straßen, die Plätze hier . . . wie stattlich, wie geräumig schwebten sie mir vor: und jetzt ist mir's als wären die Häuser von einem schadenfrohen Zauberer in die bunten Häuserchen einer Spielschachtel verwandelt worden. Man sollte nicht an dem Schleier rühren, der über solchen Erinnerungen schwebt; es ist der

rosige Schleier einer Fee, welche darunter für uns einen traumhaften, doch unvergänglichen Schatz bewahrt. Leuchtet man hinein mit der Fackel taghеller Nüchternheit, mit welcher wir jetzt das Leben betrachten, so bleibt nur ein unerquicklicher Rest zurück. Doch nein, ich bin's überzeugt, eine alte Erinnerung ist mächtiger als jeder Eindruck, den wir jetzt empfangen: nach einiger Zeit verlischt das alles wieder und der Traum der Kindheit und Jugend mit seinem märchenhaften Zauber tritt wieder in seine unveräußerlichen Rechte."

Der Director, ein stahlharter Grieche und Römer, war für diese romantischen Gefühlserregungen wenig empfänglich. Anna fand, daß der Baron ein reizender Mensch sei; Röschen aber war wie bezaubert von dem weichen Ton seiner Stimme und ganz hingegeben dem träumerischen Hang, der aus Felsen's Worten sprach.

„Entschuldigen Sie, meine Damen," fuhr dieser fort, „daß ich Sie mit diesen Herzensergüssen ermüde. Mein alter Freund Horaz trägt die Schuld: sein Dichterwort tönte mir entgegen, als ich über

die Schwelle schritt, und zwar mit so lieblichem Wohlklang . . ."

„Bester Baron," warf der Director ein, „werden wir lange das Vergnügen haben?"

„Ich bin nur auf der Durchreise nach Burgdorf."

„Nach Burgdorf?" fragte Röschen aufhorchend.

„Ja, zum Besuche meiner Cousine . . . Familienangelegenheiten . . . der Wunsch meines Vaters . . ."

„Das trifft sich ja herrlich," versetzte Röschen; „ich meine nur, da werd' ich Sie wiedersehen, denn auch ich gehe dorthin, und zwar als Gesellschafterin der Baronesse."

„Wie, was? Nach Burgdorf?" riefen die Mädchen erstaunt durcheinander.

„Davon hast Du uns ja noch gar nichts gesagt," versetzte Sabine.

„Wird Ihnen die Trennung vom Vaterhause nicht schwer?" fragte Felsen.

„Gewiß, gewiß! Doch auch ich habe meine Familienangelegenheiten und dann bin ich ja in der Nähe und unser heimisches Kränzchen wird auch dort floriren."

Eine Einladung des Directors zu einem bescheidenen Mittagessen à la fortune du pot lehnte indeß Felsen ab.

„Ich habe mich schon auf heute bei der Cousine angemeldet. Wie gern speist' ich mit Ihnen à la fortune du pot; so bringt das „Tischchen deck' dich" des Lebens uns oft das Beste!"

Nachdem er Röschen herzlich die Hand geschüttelt, verließ er mit dem Director das Zimmer.

Jetzt waren die Zungen gelöst, Alles sprach durcheinander; wer kennt nicht die Ungeduld der gesellschaftlichen Kritik, die es kaum erwarten kann, bis ihr Opfer das Zimmer verlassen hat. Dann ist der Bann von ihr genommen und sie sprudelt hervor wie ein lange verstopfter Quell.

„Er ist stattlich und schön," meinte Sabine.

„Hat elegante Hände," fügte Auguste hinzu.

„Schöne Augen," äußerte Gretchen, „er hat solch' einen eigenen Blick."

„Und ein zartes tiefes Gemüth," sagte Anna schwärmerisch.

„Ich bleibe dabei," versetzte Lisa, „mir gefällt er nicht. Er war ja so gerührt: paßt sich das für

einen Mann? Und worüber war er gerührt? Über den Anblick unseres köstlichen Städtchens; das kann doch höchstens Aerger hervorrufen — aber rühren? Pah . . . das wäre nichts für mich!"

„Setzen wir uns, Kinder," begann Auguste. „Kehren wir zurück zu Horaz und Mäcen: Doch was ist das mit Röschen? Sie steht ja da wie eine Salzsäule."

In der That Röschen war ganz verstummt: sie stand am Fenster und sah hinaus nach den grünen Hügeln, an deren Fuße Burgdorf lag. Und da fiel auch ein Sonnenblick auf die Kirchthurmspitze sodaß sie sich leuchtend abhob von dem gründunklen Hintergrunde. Der Wille des Vaters . . . Familienangelegenheiten . . . die schöne Cousine! — Das schloß sich alles zusammen zu einer Kette von Vorstellungen, aus der etwas hervorzuckte wie ein Blitz der Eifersucht. Doch wie hatte sich dieses merkwürdige Gefühl in ihr Herz eingeschlichen? Welch' ein Recht hatte sie eifersüchtig zu sein?

Eben liefen ein paar Wolkenschatten über die Felder: doch schmolz wieder Sonnengold und Ährengold zu einem lachenden Bilde zusammen. So wurde

auch die flüchtige Bekümmerniß Röschens bald abgelöst von der heitersten Hoffnung. Sie durfte ihn ja wiedersehen, ihn sprechen.

Die Mädchen hatten sich inzwischen an den Tisch gesetzt.

„Na, wenn's nicht bald losgeht," sagte Lisa, „so macht die Klasse Lärm."

„Steht auf, Kinder," rief Röschen, „ich kann jetzt nicht dociren; es ist mir unmöglich! Hinaus in's Freie . . . wir wollen lustig sein . . . ein Wettrennen nach der Kürbislaube!"

Und sie umarmte Anna: „Du bist ein gutes Mädchen, ich hab Dich von Herzen lieb . . . Es liegt etwas auf mir und es muß herunter! Einen Kuß, Sabine . . . einen Kuß, Gretchen! Mir wachsen Schwingen . . . ich fühl's! Wer ist die erste, die Röschen Rostner fängt?"

So stürzte sie hinaus, die Treppe hinunter, Alle jubelnd hinter ihr d'rein . . . und die ehrwürdigen Klassiker hatten das Nachsehen.

Viertes Kapitel.

Freiin Mathilde von Bergheim, die Herrin von Burgdorf, war in der ganzen Gegend als eine wilde Reiterin bekannt und auch sonst als junge Dame, die sich in das Hergebrachte schwer zu fügen verstand. Stattlich von Gestalt, eine feurige Brünette, mit edlen Zügen, in denen ein kühner Schwung lag, war sie eine jener Schönheiten, die mehr für die Welt als für den häuslichen Herd bestimmt scheinen, eine jener Damen, die in den Salons der Hauptstädte glänzende Eroberungen zu machen pflegen, während sie den engeren Kreisen der Nachbarschaft in der Provinz unbequem sind und dort Unbehagen erwecken und fühlen.

In der That hatte auch nach dem Tode ihres Vaters Freiin Mathilde, die schon bald nach ihrer Geburt die Mutter verloren, die große Tour durch

die europäischen Salons gemacht und längere Zeit in Italien verweilt. Rom besonders fesselte sie und zu den stolzen Römerinnen fühlte sie sich hingezogen; sie hatten etwas geistig Verwandtes in ihrem Wesen. Bei dem römischen Carneval konnte sich Mathilde ihren ausschweifendsten Launen hingeben; doch in dem wilden lustigen Treiben ging sie nicht auf; sie bewahrte einen Rest von Ehrfurcht vor den Trümmern einer großen Vergangenheit, und mit der Kunst und den Künstlern der Gegenwart stand sie in regem Verkehr.

Sie hatte als Reisebegleiterin nur ein altes Inventarstück der Familie, ein Fräulein Lown, mitgenommen, welche gerade ausreichte, um den gesellschaftlichen Anstand zu wahren, im Uebrigen aber den Vorzug besaß, halbtaub zu sein, sodaß sie niemals eine unbequeme Lauscherin werden konnte. Auch besaß sie eine erhabene Gleichgültigkeit gegen alle Dinge dieser Welt, wenn sie sich nicht auf das Schloß Burgdorf und die häusliche und ländliche Wirthschaft bezogen oder mit der Geisterwelt im geheimen Zusammenhang standen; denn sie machte kaum einen Unterschied zwischen den Dingen dieser

und jener Welt; sie sah erstere alle in jenem Halbdunkel, in welchem die übrige Menschheit letztere zu sehen pflegt.

Den exzentrischen Zug ihres Wesens hatte Mathilde von ihrem Vater geerbt: dieser war freilich nur ein ruhiger Sonderling, der seinen bizarren Launen im Stillen nachhing, während sich dies Alles bei Mathilden in gährende Leidenschaftlichkeit umsetzte. Solche Naturspiele finden sich oft bei der Erbschaft des Blutes. Der Vater war ein stiller Mann gewesen, der seine Absichten verschwieg, wenn er sie auch mit einer Ausdauer verfolgte, die vor keiner Härte und Sonderbarkeit zurückschreckte; die Tochter war von einer Lebhaftigkeit, welche ihre Eigenheiten vor aller Welt zur Schau stellte.

In welche grillenhaften Pläne sich der Vater hineingelebt hatte: das sollte bei der Eröffnung des Testamentes zu Tage kommen. Er hatte einen Vetter, Baron von Felsen, der in einer Ehrensache für ihn eingetreten war und mit eigener Gefahr die Ehre des verwandtschaftlich nahestehenden Freundes gerettet hatte; doch es war nachher zwischen den beiden zu Zerwürfnissen gekommen, welche durch die

sonderbaren Ansprüche des Barons von Bergheim veranlaßt worden. Der letztere war außer sich darüber, als der Freund sich ganz von ihm zurückzog und jeden Dank für seine Aufopferung ablehnte. Bergheim wollte aber diesen Dank um jeden Preis zahlen, und falls sich der Lieblingswunsch seines Lebens, die Verheiratung seiner Tochter Mathilde mit dem Sohne seines Freundes, nur schwer erfüllen würde, so hoffte er diese Erfüllung durch ein Testament zu erzwingen. Mochte jener Gustav vom Vater noch so sehr abgehalten werden, die Bekanntschaft Mathilden's zu machen: das Testament sollte alle Hindernisse aus dem Wege räumen, der dauernde Bund der Kinder dem schönen Bunde der Jugend, der die Freunde verknüpft hatte, ein Denkmal der Erinnerung für alle Folgezeit stiften. Um jeden Preis wollte der eigensinnige Mann seinen Willen durchsetzen; er fragte nichts nach der Stimme des Herzens, nicht darnach, daß er seine Tochter beraubte, wenn eine Ehe nicht zustande kam, die zu schließen ja nicht einmal ihr eigener Wille genügte. Es war bei ihm zur fixen Idee geworden, daß er diese Ehe durch moralischen Zwang nach seinem Tode durchsetzen

könne und so hatte er denn ein wunderliches Testament gemacht. Mathilde, die von der Mutter ein eigenes, wenn auch kleines Vermögen besaß, sollte als Erbin von Burgdorf und der dazu gehörigen Güter nur unter der Bedingung eingesetzt werden, daß sie ihrem Vetter Gustav von Felsen die Hand zum ehelichen Bunde reichte. Geschah dies nicht im Laufe von zwei Jahren, so sollte Burgdorf an eine entferntere Seitenlinie fallen, deren nächstberechtigter Vertreter Graf Eduard Bergheim war. Es war das eine Art Strafbestimmung, welche eine zwingende Gewalt ausüben sollte. Der Preis war hoch, der auf diese Ehe gesetzt war; denn Burgdorf mit seinen Vorwerken war ein großer, hochtaxirter Besitz, auf dem nur landschaftliche Schulden standen. Vor allem aber rechnete der alte Baron auf den chevaleresken Sinn seiner Verwandten: konnte der junge Gustav ruhig zusehen, wenn dies Erbe seiner Cousine genommen wurde? Mußte er nicht alles aufbieten, es ihr zu erhalten? Niemals aber sollte Mathilde den schönen Familienbesitz durch eine aus freier Wahl geschlossene Ehe in fremde Hände bringen: das war die andere Be-

deutung jener Strafklausel, welche, beim Fehlschlagen des so künstlich aufgebauten Planes, die Güter dem Grafen Bergheim vermachte. Die Liebe des Vaters zur Tochter war niemals groß gewesen: sie standen meist auf gespanntem Fuße; das eigensinnige wilde Gebahren des Mädchens erbitterte den Alten, der in seiner Art nicht minder eigensinnig war. Gleichwohl glaubte er für ihr Glück ausreichend gesorgt zu haben; denn daß die von ihm gestellte Bedingung nicht in Erfüllung gehen könne, lag gänzlich außer seiner Berechnung. Das ist der Zauber einer fixen Idee, welche den glücklichen Besitzer gegen alle Anfechtungen durch Vernunftgründe sicher stellt. Und diese Vernunftgründe hätten nur in den Monologen des alten Barons auftauchen können, da er in seine geheimen Pläne Niemand eingeweiht hatte. Selbst die sogenannten Fixsterne bewegen sich; das einzige immobile perpetuum in der Welt sind nur die fixen Ideen.

Drei Monate fehlten noch bis zu dem Termine, der die Entscheidung bringen sollte. Die stolze Mathilde hatte sich um den ihr testamentarisch verordneten Bräutigam nicht im Geringsten gekümmert;

Gustav selbst war auf großen Reisen abwesend und erst vor kurzem zurückgekehrt. Da traf in Burgdorf die überraschende Nachricht von dem bevorstehenden Besuche des jungen Barons ein, der sich mit höflichen Worten bei der Schloßherrin angemeldet hatte. Sein Vater hatte ihn doch jetzt sehr entschieden auf das großartige Erbe hingewiesen, und da sein Herz noch frei war, so nahm er keinen Anstand, dieser Weisung zu folgen und sich der schönen Mathilde, die er seit langen Jahren nicht gesehen, dieser reichen Portia, zu deren Kästchen er ja von Hause aus den Schlüssel hatte, einmal vorzustellen.

Natürlich erregte diese Nachricht auf dem ganzen Schlosse das freudigste Aufsehen . . . nur bei Mathilde nicht! Sie schien sich schon dadurch gekränkt zu fühlen, daß Gustav eine so lange Zeit hatte verstreichen lassen, ehe er diesen Besuch machte. Die Lore dagegen, der Schloßverwalter, alle Wirthschaftsbeamten, Förster und Diener waren außer sich vor Freude, daß sie doch noch Aussicht hatten, im Dienste bei ihrer Herrin zu verbleiben, die bei allen trotz ihrer Capricen sehr beliebt war.

Noch einen Unzufriedenen im Schlosse gab es:

das war der Maler Norbert, der, seitdem ihm die Lore diese Kunde gebracht, vor seiner Staffelei im Ahnensaale mit verdrossenen Mienen saß. Mathilde hatte den jungen Künstler in Rom kennen gelernt, sich an seinen vorzüglichen Portraits erfreut und ihn vor kurzem nach Schloß Burgdorf eingeladen. Sie wollte von einigen Familienbildern des Ahnensaals, die dem Schloß erhalten bleiben mußten, Copien mit hinaus in die Fremde nehmen, besonders einige Portraits, auch das ihres Vaters, von größeren Tableaux loslösen lassen, die den Saal schmückten; denn davon war sie fest überzeugt, daß sie diesen Besitz und allen Glanz des Lebens werde aufgeben müssen, um mit bescheidenen Mitteln eine höchstens sorgenfreie Existenz zu führen. Jetzt aber war der Besuch des Barons von Felsen angekündigt; es war möglich, ja wahrscheinlich, daß er um ihre Hand werben würde. Da war ja Norbert mit seiner Kunst ganz überflüssig geworden; die Bilder des Ahnensaals blieben das Eigenthum der Schloßherrin; er konnte seinen Pinsel auswaschen und nach der ewigen Stadt zurückkehren.

Außer Norbert hielt sich noch ein Gast im

Schlosse auf; es war jener Graf Eduard von Bergheim, welchem die Güter zufallen sollten, wenn sich die beiden Herzen nicht fänden.

Der Graf war schon längst über die Vierziger hinaus und hatte ein Leben von Stürmen und Abenteuern hinter sich. Seine Züge waren etwas verwittert; doch ein feines, geistreiches Lächeln ließ sie angenehm erscheinen. Er war von hoher, schlanker Gestalt und hatte etwas vornehm Zugeknöpftes; doch wenn er einmal aufthaute, da ließ er seiner sarkastischen Laune freies Spiel und war ein munterer Gesellschafter. Er kannte Burgdorf noch nicht und war gekommen, um das Schloß, die Vorwerke und Dörfer, Felder und Wälder einmal in Augenschein zu nehmen; denn es war ja doch nicht unmöglich, daß er der Besitzer aller dieser Herrlichkeiten würde. Dabei lag nichts Habsüchtiges in seinem Wesen; er betrachtete dies alles als ein Schicksal, das über ihn kommt, mag er nun wollen oder nicht, und wenn er ein Interesse dabei im Auge hatte, so war es dasjenige seiner Familie, deren Ansehen durch diesen Besitz gewann.

Mathilde behandelte den Junggesellen, der ihr

seinerseits mit der größten Courtoisie begegnete, mit vieler Aufmerksamkeit; sie spielte mit ihm Schach und Piquet, ritt mit ihm spazieren, kutschirte ihn in ihrem Phaëton und that überhaupt alles, was dazu dienen konnte, sie bei den Nachbarn ins Gerede zu bringen.

„Er könnte ja mein Vater sein", sagte sie dann entschuldigend,

Auch ruderte sie mit ihm gern auf dem Teiche herum . . . und das war ein Vergnügen, welches der alten Lore stets die lebhafteste Angst einflößte. Ihre Stellung als Gesellschafterin und Tugendwächterin war überhaupt eine sehr schwierige: nicht als ob der Tugend des muthigen Mädchens irgend eine Gefahr gedroht hätte; aber es galt ja den Schein zu wahren . . . und das verschmähte allzusehr Mathildens Stolz. Zu dieser Herzensangst um den stets bedrohten Ruf kam nun noch die begründete Furcht, daß Mathilde bei ihren halsbrechenden Künsten einmal auch das Leben einbüßen könne.

So ging die alte Lore, mit dem Strickstrumpf in der Hand, unruhig am Ufer des Teiches auf und ab, während Mathilde mit dem Grafen in dem

Kahn das Ruder führte und das kleine Fahrzeug bedrohlich hin- und herschaukelte. Die Sonne warf schon schräge Strahlen durch die Trauerweiden, die den Uferpfad beschatteten, glühende Sprühlichter in die Fluth und auf die Thürme des Schlosses, dessen Altan über das Wasser hinausgebaut war. Die langen Fensterreihen schimmerten im Abendlicht, als wäre das Schloß zu einem festlichen Empfang illuminirt. Der Blick auf den stattlichen Herrensitz, der gerade jetzt im Prunkgewand der Abendsonne so glänzend dalag, hätte Mathilde schwermüthig stimmen müssen. Denn dies Zauberschloß sollte ihr ja bald für immer verloren sein; doch in ihrem Wesen lag nichts Trauriges, Melancholisches; sie ergötzte sich darüber, daß der Graf bei dem Geschaukel des Kahns sich ernstlich unbehaglich zu fühlen anfing; sie trieb diesen Sport nur um so wilder und rücksichtsloser, bis ihr würdiger Vetter sie ersuchte, ihn an's Land zu setzen. Endlich gab sie seinen Wünschen nach: nicht weit vom Teiche stand ein Wirthshaus an der vorübergehenden Landstraße; es war an einen Gastwirth verpachtet, der gute Geschäfte machte, weil eine hölzerne Veranda und sein Gärtchen einen

Blick auf Teich und Schloß gestatteten, der nicht ohne malerischen Reiz war. So kehrten hier viele Besucher aus dem nahen Städtchen ein. Hier ließ Mathilde den Grafen aussteigen.

„Ich bin etwas seekrank", sagte er; „in der That, ich kann das fatale Geschaukel nicht vertragen; ich bin mir darüber ganz klar: ich bin kein Amphibium."

„Nun, Sie sind ja geborgen", rief Mathilde übermüthig; „mir aber werden Sie erlauben, noch ein wenig mit den Nixen zu plaudern."

Und Heine's Lorelei singend, stieß sie wieder mit dem Kahn vom Ufer.

Der Graf fuhr mit der Hand an die Stirne und schloß die Augen, um sich von den Folgen der schaukelnden Bewegung zu erholen und auf festem Boden das Gleichgewicht wahren zu können. Dann trat er zur Lore, die sich mit ihrem Strickstrumpf an einen Wirthshaustisch gesetzt hatte und vergeblich die junge Freiin durch ein verständliches warnendes Geberdenspiel, bei welchem der Strumpf ein sehr störendes Requisit war, von der Wiederholung ihrer kühnen Fahrt abzuhalten suchte.

„Ich habe eine Aversion gegen das Wasser",

sagte der Graf zu Lore; „es enthält ja nur Ungeheuer im Ocean wie im Wasserglas. Sehen Sie einmal durch's Mikroskop, Fräulein Lore, was da alles durcheinanderkrabbelt in so einem Tropfen Wasser. Und im Meere . . . was da alles zu scheußlichen Klumpen geballt ist . . . davon singt ja der Dichter."

„Sie wollen mir den Geschmack an meinem liebsten Getränk verderben."

„Um's Himmelswillen nicht! Der schlechte Geschmack . . . das ist ja das Einzige, was Hunderttausende glücklich macht; ohne den schlechten Geschmack würde die Welt aussterben. Hunger und Liebe erhält das Weltgetriebe. Hunger ist der beste Koch und Liebe der blindeste Gott: damit ist alles gesagt."

Während dieses Gesprächs fuhr ein Wagen am Wirthshaus vor: ein Livreebedienter sprang vom Bock und holte Koffer und Reisetasche aus dem Gefährte. Es war Baron von Felsen, der in dem Grafen und Lore alsbald einen Herrn und eine Dame vom Schloß erkannte und sich ihnen vorstellte. Graf Bergheim begrüßte mit freundlichem Entgegenkommen den Vetter, den er hier zum erstenmale sah

und Lore beeilte sich, auf den Uferpfaden dem Kahn der Freiin nachzugehen, um den neuen Ankömmling, der auf dem Schlosse seine Aufwartung machen wollte, anzumelden.

„Mein lieber Felsen,“ sagte Graf Bergheim, indem er ihn mit der Miene eines Grandseigneurs Platz zu nehmen einlud, allerdings auf einem wakeligen Wirthshausstuhle; „es freut mich, Sie kennen zu lernen. Wir treffen uns hier, wie es scheint, fast in einer feindlichen Begegnung. Sie halten mich gewiß für einen Glücksjäger, der hier auf seinen Raub lauert?“

„Herr Graf!“

„Seien wir offen! Wir kennen beide das Testament, und mehr noch als der verwandtschaftliche Verkehr führt uns dies hier zusammen.“

Ich leugn' es nicht! Mein Vater drängte mich zu diesem Besuche. Der letzte Wille des Vaters . . .“

„Also mit einem offenen Visir!“ sagte der Graf, indem er dem Vetter die Hand schüttelte. „So haben es die Bergheim stets gehalten. Offen bekenne ich, daß ich Ihnen von Herzen den besten

Erfolg wünsche. Sie gefallen mir: jeder Zoll ein Gentleman! Das ist mein Ideal!“

„Ich habe stets in meiner Familie gehört, daß Sie es erreicht haben.“

„Ich bin nicht eitel; doch dies Lob erfreut mich; es zu verdienen ist das Ziel meines Ehrgeizes. Sie werden also meinen Worten glauben: das verlangen ja selbst die guten Leute, die keinen point d'honneur haben.“

„Es bedarf solcher Versicherung nicht!“

„Verständigen wir uns, lieber Vetter! Ich bin Ihr Bundesgenosse, wenn es gilt, Ihnen die Hand der schönen Mathilde zu gewinnen. Sie passen zusammen: Jugend, Schönheit, geistiges Vollblut. Man muß stets für die Race sorgen.“

„Aber, lieber Vetter . . .“

„Mißverstehen wir uns nicht! Race ist der geistige Adel: der Teufel hole die Plebejer, die von Kopf zu Fuß ein untergeordneter Schlag sind. Die Erbschaft des Blutes ist mehr werth als Millionen Erdschollen und Fidibusse von Bankscheinen. Ich wünsche Ihre Ehe mit Mathilde: da ist die rechte

Ebenbürtigkeit von Geist und Herz, Gestalt und Familie."

„Sie wissen aber, lieber Vetter," versetzte Felsen, „daß Gott Amor ein Querkopf ist, und selbst dort sein Veto einlegt, wo das Schicksal alles auf's passendste zusammengefügt hat."

„Das sollte mir leid thun, herzlich leid . . . sans phrase. Dann würden freilich die Güter an mich fallen und ich würde sie nehmen ruhigen Blutes. Das bin ich meiner Familie schuldig und dem Willen des Verstorbenen, der zu verhüten wünschte, daß sie durch eine Heirath Mathilden's in fremde Hände kämen."

„Ich denke hierüber anders," warf Felsen ein; „mir geht der Familiensinn ab, der an Grund und Boden haftet."

„Die solide Grundlage muß den vornehmen Familien erhalten bleiben: in Grund und Boden der heimathlichen Erde, da liegen die starken Wurzeln ihrer Kraft. Doch ich bin nicht ungalant und weiß, was mir als Gentleman zukommt."

„Sie wollten . . ."

„Sehen Sie mich an, lieber Felsen! Ich bin

in meinen besten Jahren, obschon ich noch bessere gekannt habe. Durch Wind und Wetter hab' ich mich durchgeschlagen, die Saison in allen europäischen Hauptstädten mitgemacht . . . auch in Paris und Petersburg . . . und das sind die schlimmsten. Einige Haare habe ich dabei lassen müssen, wie Sie sehen . . ."

Graf Bergheim nahm bei diesen Worten den Hut ab und zeigte eine hohe Denkerstirn mit ringsum sehr gelichtetem Hauptthaar.

„Auch fühl' ich hin und wieder eine gewisse Unbequemlichkeit und Schwerfälligkeit in diesen meinen Spazierstöcken."

„Sie machen durchaus," versetzte Felsen tröstend, „den Eindruck eines rüstigen Mannes."

„Nun, das freut mich, der Eindruck ist immer die Hauptsache. Drinnen in Kopf und Herz sieht's freilich etwas wüst aus: da finden sich ausgebrannte Ideale, verräucherte Götter und Göttinnen, abgetakelte Wracks von Gedanken und Gefühlen, die mit stolzen Segeln hinausfuhren . . . bah! der Humor ist geblieben, ein verteufelter Humor . . .

und dann . . . ich bin stets auf dem Platze, ich stehe meinen Mann, wo es die Ehre gilt!"

„Daran zweifelt Niemand, bester Graf!"

Sehen Sie, sowie ich hier vor Ihnen stehe, hab' ich noch Glück bei den Frauen. Es überrascht mich oft selbst . . . weiß Gott, man thut den Schönen Unrecht: sie richten sich nicht nach dem Kalender. Wenn man einen Zauberstab besitzt, in welchem recht viele Liebesgeschichten eingekerbt sind, da kommen immer neue dazu: es ist das eine Art von Magie; ich komme mir oft vor, wie der Rattenfänger von Hameln."

„Ich wünsche Ihnen Glück zu Ihren Eroberungen," sagte Felsen trocken; „das hat freilich für einen Dritten wenig Interesse.

„Nicht so schnell fertig mit dem Wort, junger Vetter," versetzte jetzt der Graf, indem er sich zu seiner ganzen Höhe aufrichtete, „nicht aus Eitelkeit erzähl' ich Ihnen dies alles! Ich weiß sehr wohl, dergleichen imponirt jungen Leuten überhaupt nicht: die wissen besser, wo Bartel den Most holt. Nein, ich will nur mein Benehmen, meine Anwesenheit auf diesem Schlosse rechtfertigen. Sehen Sie, wenn

mir diese Güter zufallen, dann halt' ich es für meine Pflicht, dem Fräulein meine Hand anzubieten, und mit allem, was ich da erzählte, wollt' ich nur vorbeugen, daß sie mich nicht auslachen."

„Welches Recht hätte ich dazu?"

„Nicht wie ein Dieb in der Nacht will ich geschlichen kommen, und ihr den schönen Besitz rauben; ich will ihr denselben wiederbieten, das verlangt mein point d'honneur. Darum mußte sie mich kennen lernen und ich sie; darum bin ich hier auf dem Schlosse. So . . . nun hab' ich alle meine Karten auf den Tisch gelegt. Ich bin ein Nebenbuhler in der Rückhand; ich trete erst vor, wenn Sie das Spiel verloren haben . . . sonst Renonce, total Renonce . . . schütteln wir uns die Hände!"

Felsen schlug herzlich ein: „Ich freue mich Ihrer Offenheit! Was mich betrifft, so kennen Sie ja meine Karten."

Während dieses Gespräches hatte die alte Lore die Schloßherrin an's Ufer gewinkt. Nicht weit von dem Wirthshause stieg diese aus und beide bemühten sich, den freizügigen Kahn am Ufer festzubinden.

„Da kommt die Donna Diana," sagte Berg-

heim, indem er etwas beiseite trat, um das Wiedersehen nicht zu stören; „an's Werk, Don Cesar! Ich bin nur Prinz Luis, oder begnüge mich auch wie Perin mit einem Kammerkätzchen.“ Die Baroneß ging mit freundlicher Begrüßung auf den Baron zu und hieß ihn mit einer gewissen Herzlichkeit willkommen.

„Wie freue ich mich, Sie kennen zu lernen; doch warum sind Sie nicht im Schlosse abgestiegen? Geh, Lore, das Fremdenzimmer neben Graf Bergheim soll zurecht gemacht werden. Sie sind mein Gast. Und so sehen wir uns, als wär' es zum erstenmale; denn unsere frühere Bekanntschaft zählt nicht.“

„Sie waren nur ein kleines Mädchen . . .“

„Und Sie ein hochgewachsener Gymnasiast, zu dem ich mit Ehrfurcht emporsah. Sie dürfen sich nicht wundern, wenn ich jetzt weniger Ehrfurcht an den Tag lege.“

„Wir jungen Leute sind zu eitel, um solche Gefühle einflößen zu wollen.“

„Damals kam ich ja bald fort . . . in Pension.“

„Zu meinem Leidwesen, denn ich spielte gern mit Ihnen."

„Aber, lieber Felsen, wir wollen doch zum alten Comment zurückkehren; wozu das feierliche Sie? Wir dutzten uns, als wir zusammen den Ball schlugen; so wollen wir auch jetzt uns dutzen, wo wir andere Dinge in die Luft schlagen, als Bälle; ich mache es wenigstens so mit allen guten Lehren, die ich erhalte."

„Gewiß, wir sind ja auch Cousin und Cousine."

Graf Bergheim war ein aufmerksamer Beobachter der Begegnung gewesen; es schien ihm, als würde Felsen reüssiren, und dies gab ihm ein behagliches Gefühl; er trat etwas aus dem Hintergrund hervor und wurde sehr rasch von Mathilde in die Debatte verwickelt.

„Das mußt Du nicht glauben," sagte sie zu Felsen, „daß ich viel gescheuter geworden bin als damals . . ., ich bin noch immer ein sehr launenhaftes Kind, nicht wahr, lieber Graf?"

„Das muß ich bescheinigen," versetzte Bergheim, „doch es ist kein Unglück. Ein weibliches Wesen ohne Capricen wäre eine Mißgeburt. Frauen sind

für die Liebe bestimmt, und was ist denn die Liebe als eine Caprice?"

„Das ist die Weisheit des Philosophen aus der Tonne," sagte Mathilde lachend. „Sieh Dir unsern Vetter Bergheim an, . . . der ächte Diogenes."

„Nur daß ich keinen zerrissenen Mantel trage und mehr auf die Dehors sehe als der alte Cyniker. Und mit der Laterne such' ich schon längst keine Menschen mehr, weil ich weiß, daß ich keine finden würde."

„Ich muß," sagte Mathilde zu Felsen mit übermüthigem Ton, „Dich doch mit meinem armen Selbst bekannt machen, damit Du nicht erstaunst und erschrickst. Ich reite wie der wilde Jäger . . . nicht wahr, Bergheim?"

„Es ist ein halsbrechendes Vergnügen," versetzte dieser bestätigend, „die Cousine zu Roß zu begleiten."

„Ich schwimme wie die Melusine . . . . nicht wahr, Bergheim?"

„Fehlt nur der Fischschwanz!"

„Ich rud're wie der preisgekrönte Sieger einer Regatta . . . nicht wahr?"

„Mir schwindelt noch von der Kahnfahrt.“

„Ich bin lustig, singe und tanze, behaupte, was mir durch den Kopf geht und will immer Recht haben . . . nicht wahr, Bergheim?“

„Man muß es eben mit ihr aushalten,“ meinte dieser zu Felsen.

„Nun, ich will's mit Dir versuchen, Cousine!“ sagte der Baron; „ich habe Muth und den besten Willen.“

„So gieb mir die Hand, mein Leben, und komm auf mein Schloß mit mir. Du sollst mit mir alle Räume besuchen, durch die wir uns im munteren Spiele gejagt, als ich noch ein Kind war. Gieb mir Deinen Arm, lieber Vetter! Bergheim, Sie sind abgelöst! Gewehr bei Fuß! Das ist hier die nähere Linie: sie hat den Vorrang vor einem so weitverzweigten Vetter! Allons, marchons!“

Und mit heiterem Lachen schritt die Baroneß an Felsen's Arm dem Schlosse zu und verschwand hinter den Gebüschen des Teichufers, durch welche ein Pfad nach der Seitenpforte des stolzragenden Gebäudes führte. Wo der Teich sich verschmälerte, da führte er über eine schwanke Brücke, über eine

mit Hängebirken bewachsene und mit Schwertlilien besetzte Insel, und dann wieder über ein Brückchen in's Schloß.

Die alte Lore schritt als Duenna, den Strickstrumpf in der Hand, hinter den jungen Herrschaften einher, und der Eifer, mit dem sie ihre Nadeln klappern ließ, legte Zeugniß ab von der hochgradigen Erregung des halbtauben Schloßfräuleins, dessen Herz mit Freude und schönen Hoffnungen erfüllt war.

Graf Bergheim sah nachdenklich dem jungen Paare nach und zeichnete Figuren in den Sand mit seinem Stocke. Als dasselbe über die Brücke nach der Insel schritt, da überhauchte es gerade das Abendroth mit einem verklärenden Licht. Auch alle Schloßfenster leuchteten nach wie zur festlichen Begrüßung. Der Graf hatte seine eigenen Gedanken Das ging ja nach Wunsch und er konnte hoffen, die Bescherung bald los zu sein. Dann zog er mit ruhigem Gemüte heimwärts, und alles war, wie es vorher gewesen. Und doch . . . es war ihm nicht ganz so wohl zumuthe, wie er sich selbst zu überreden suchte: er konnte doch ein fatales Ge=

fühl nicht unterdrücken. Diese Mathilde war doch ein verzweifelt appetitliches Geschöpf, und daß er so daneben stehen mußte . . . doch er verscheuchte mit einem gewaltsamen Ruck solche Gedanken; der Cavalier in ihm richtete sich stolz auf und jene plebejischen Neigungen, die allen Menschenkindern gemeinsam sind, mußten sich ducken.

Doch das kostete einen durchgreifenden Entschluß . . . und von dieser Anstrengung mußte er sich erholen, indem er auf einsamen Pfaden frische Luft schöpfte. Er ging einen Steg, der sich durch Hagedorn- und Haselnußbüsche schlängelte und einen Durchblick auf die Landstraße und die Kornfelder gestattete, welche ihr zur Seite hin wogten und wallten. Da war es ihm, als ob auf einmal die blauen und rothen Kornblumen in den Feldern mobil geworden wären und sich auf dem Rain, der zwischen den wallenden Ähren hindurchführte, hin und her bewegten. Und vor den Kornblumen einher schritt etwas eintönig Graues mit breitem Hut wie ein spazierengehender Pilz aus dem Walde. Als die hohen Aehren nicht mehr ihr hin und her schaukelndes goldenes Gespinnst über diese fleurs

animées breiteten, als ein höchst prosaisches Rübenfeld sie ablöste, da sah der Graf, daß diese tanzenden bunten Farben Bänder waren, die von Mädchenhüten herabwehten, und daß diese ganze Wallfahrt sich nach Burgdorf hinbewegte. Der graue Pilz schien allerdings ein merkwürdiges Fabelwesen zu sein; doch bei näherem Hinblick zeigte es sich, daß dies Wesen mit dem grauen breitkrämpigen Hut ein Begleiter der jungen Damen war, der etwas Schweres trug. War das ein Mädchenpensionat? Ein Lehrer konnte dieser Herr nicht sein: dagegen sprach der etwas martialische Schnurrbart, der sich allmählich im Abendlicht deutlich abzeichnete. Die jungen Damen aber schienen ganz hübsche Geschöpfe zu sein. Die Schönen im Plural . . . das war etwas, welchem Graf Bergheim nie zu wiederstehen vermochte, und das war nicht seine einzige Ähnlichkeit mit Mephistopheles. Er trat daher sogleich seinen Rückweg an, um der Wallfahrt der jungen Schönen auf dem Fuße zu folgen.

Röschen hatte den raschen Entschluß gefaßt, noch heute nach Burgdorf überzusiedeln. Ihr lebhaftes Naturell, das dem Entschluß rasch die That

folgen ließ, das schöne Wetter, das in's Freie lockte, und eine unbestimmte Sehnsucht, den Baron von Felsen wiederzusehen; ließen ihr in dem Städtchen keine Ruhe mehr. Sturmwedel wurde mit einer Tasche beladen, welche Bücher und die nöthigen Toilettengegenstände enthielt; das schwere Gepäck sollte am nächsten Tage nachfolgen; die Freundinnen aus dem Kränzchen gaben ihr das Geleit. Es war schon am Abend, und die jungen Damen hatten wenig Aussicht vor der Dunkelheit zurückzukehren: doch der Abend versprach herrlich zu werden; der Vollmond ging in diesen Tagen so früh auf, daß sein breites Gesicht schon hinter den Bergen hervorguckte, wenn die Sonne am glühenden Westhimmel versank, und überdies war Sturmwedel ein sicherer und kräftiger Schutz.

So hatte die Karawane der jungen Damen in heiterster Laune ihren Weg angetreten; sie schritten durch die Kornfelder singend und Blumen pflückend und wanden Cyanen und Kornraden zum Kranze. Auch Sturmwedel erzählte viel von seiner Alten, die er den jungen Damen als ein Ideal hinzustellen beflissen war, obschon alles, was er im Eifer mit-

theilte, nur dazu dienen konnte, den Glauben an dieses Ideal zu erschüttern. Die Mädchen ruhten nicht, ihrem Begleiter die Geheimnisse seiner Häuslichkeit abzufragen, und jede Antwort, die er gab, nahm einen dicken Strahl aus dem Heiligenschein der Frau Sturmwedel, bis die Alte, ihrer Glorie entkleidet, als eine böse Sieben dastand. Sehr ergötzten sich dabei die jungen Damen über die verkehrten Auffassungen des Pedells, der ein Eulenspiegel wider Willen war und eine seltene Gabe hatte, die Fragen und Absichten anderer Leute mißzuverstehen.

Da das Kränzchen heute Morgen unterbrochen worden war, so suchte Röschen mit der Gewissenhaftigkeit, die sie auszeichnete, das Versäumte nachzuholen. „Geschichten aus dem Alterthum," . . . das war eine jener Lectionen, die man auch beim Spazierengehen und in frischer Luft absolviren konnte. Sie waren noch nicht mit der Geschichte der Nausikaa zu Ende gekommen, welche Sabine von Bomst mit einem gewissen pikanten Humor erzählte, als sie schon das Wirthshaus erreicht hatten, wo das

Comitat sich von der Heldin des Tages verabschieden mußte.

Sturmwedel sorgte für den erquickenden Trank, indem er durch sein energisches Auftreten bei der Bedienung Aufsehen erregte. Kellner und Wirthsmädchen flogen herbei mit Bierseideln und der Pedell säumte nicht, den Damen zuzutrinken: eine Höflichkeit, die er möglichst oft wiederholte, um sich von den Anstrengungen des Tages zu erholen.

Unbemerkt war Graf Bergheim den jungen Damen gefolgt: so viel fröhliche Jugend übte selbst auf sein blasirtes Herz einen wohlthuenden Einfluß. Er setzte sich in eine dichtumwachsene Laube hinter dem Tische, an dem die Mädchen Platz genommen und lauschte mit sarkastischem Lächeln auf ihre Gespräche.

Unerbittlich waltete Röschen ihres pädagogischen Amtes. Kaum hatten die Damen sich etwas mit dem frischen Trank erquickt, so mußte fortgefahren werden mit den Erzählungen aus dem Alterthum.

„Gretchen . . . erzähl' uns den Mythos von Iphigenie!"

Das kleine enfant terrible machte ein sehr verlegenes Gesichtchen.

„Ach Gott, das weiß ich nicht mehr genau. Die Griechen lagen mit ihren Schiffen an einer Insel fest, weil durchaus kein Wind blies. Da glaubten sie, die Göttin Diana zürne ihnen, und um den Zorn derselben zu beschwichtigen, nahm Menelaos seine Tochter Iphigenie . . .“

„Menelaos?“ fragte Auguste mit überlegenem Lächeln.

„Das war ja der Mann der schönen Helena,“ versetzte Sabine; „der hatte glücklicherweise keine erwachsene Töchter. Na, die Mama würde die gut erzogen haben!

„Agamemnon,“ ergänzte Anna, „war Iphigeniens Vater.“

„Darauf kommt's doch bei dieser alten Geschichte nicht an,“ sagte Gretchen ärgerlich. „Kurz, die Tochter wurde an den Altar geschleift, der Vater zückte das Messer . . . doch welche schmerzliche Enttäuschung! Statt der Tochter hatte er eine Hirschkuh geschlachtet. Iphigenie aber fuhr durch die Wolken und fiel in Tauris nieder. Und die Griechen bekamen wieder Wind.“

„Du hast eine trostlose Manier,“ versetzte

Röschen, „diese Sagen aus dem Alterthum zu erzählen, so burschikos, so gar nicht stilvoll. Fahre fort, Lisa, wie ging's der Tochter des Atriden in Tauris?"

„Ach, das ist langweilig," sagte Lisa gähnend, „sie hatte einen abscheulichen Bruder Orestes, der seine Mutter gemordet hatte."

„Abscheulich?" warf Auguste ein, „er rächte doch seinen Vater, den die Mutter erschlagen hatte."

„Na die ganze Familie taugte eben nicht viel; den Bruder verfolgten die Furien, die unangenehmsten Frauenzimmer aus der griechischen Mythologie. Die arme Iphigenie! In Aulis sollte sie geschlachtet werden, in Tauris sollte sie selber schlachten: sie kam aus der Schlächterei gar nicht heraus."

„Das waren Opfer," meinte Auguste altklug, „die den Göttern gebracht wurden."

„Das weiß ich auch, Mutter Weisheit; doch das ist ganz egal, die Sache bleibt dieselbe."

„Was wollte denn Orestes in Tauris?" fragte Röschen.

„Seine Schwester holen, wie das Orakel ver-

langte," erwiderte Lisa, „damit sein Wahnsinn ende. Doch es war ein Rebus des guten Apollo. Orestes glaubte, er solle das Bild der Diana, der Schwester des Gottes aus dem Tempel entwenden; doch dieser hatte des Orestes eigene Schwester gemeint . . . und die nahmen sie auch mit nach Hause. Die Geschichte ist sehr langweilig . . . Apollo konnte sich deutlicher aussprechen, da gab's alle die Trauerspiele nicht!"

„Wie prosaisch!" sagte Röschen ärgerlich, „dann würde ja auch das schönste Schauspiel uns fehlen, Goethe's „Iphigenie." Das zarte edle Weib voll Seelengröße und Hoheit ächter Empfindung: o wie fühl' ich mit ihr!

Und an dem Ufer steh' ich lange Tage,
Das Land der Griechen mit der Seele suchend.

Auch ich such's mit der Seele, das Land der Schönheit und der Musen."

Sturmwedel hatte inzwischen neue Erquickungen bestellt, und als sie angekommen, ergriff Sabine das Wort:

„Ich sehe nicht ein, warum unser gelehrtes Kränzchen nur die Strapazen der Wissenschaft aus-

stehen soll: sind wir einmal Studentinnen, so wollen wir auch wie Studentinnen leben. Wir können unser Latein auch zum Commerschiren brauchen. Beginnen wir:

„Gaudeamus igitur,“

und die Mädchen, welche alle die erste Strophe des Liedes kannten, sangen dieselbe in fröhlichem Chorus mit.

Da duldete es den Grafen nicht länger in der Laube, mit einer höflichen Verbeugung sich den Mädchen nähernd, rief er:

„Das geht ja hoch her . . . bin auch dabei!“

„Vivant omnes virgines,
Faciles, formosae!“

„Ich habe die Ehre . . . Graf Bergheim, meine Damen!“

Die jungen Mädchen erhoben sich etwas betroffen von ihren Sitzen. Röschen ergriff indeß mit Geistesgegenwart das Wort:

„Ich bin die neue Gesellschafterin der Baroneß, Röschen Rostner . . . und diese hier meine Freundinnen!“

Sie stellte dieselben der Reihe nach vor.

„Ich bin entzückt,“ sagte der Graf, „so viele junge und hübsche Damen kennen zu lernen und erstaunt über ihre Gelehrsamkeit . . . ich habe gelauscht.“

„Wie bin ich beschämt,“ flüsterte Gretchen.

„Und ich kann viel besser erzählen,“ meinte Lisa. „Sie haben uns in unserem geistigen Negligee belauscht, wir hätten sonst eine viel geschmackvollere Toilette angelegt.“

„Das Negligee stand Ihnen ganz reizend,“ sagte der Graf, „trinken Sie, singen Sie, meine Damen. Ich will nicht stören.“

„O nein,“ versetzte Röschen, „es ist Zeit, daß ich auf's Schloß komme. Sturmwedel, mein Gepäck! Adieu, liebe Freundinnen!“

Sie küßte sie alle ab, eine nach der anderen, Graf Bergheim stand als Flügelmann daneben, als hoffte er, daß die Reihe auch an ihn kommen werde.

„Sie, Herr Graf,“ sagte Röschen, „habe ich wohl die Ehre auf dem Schlosse wieder zu begrüßen. Lebt wohl, und besucht mich bald! Grüßt Papa und Mama . . . ach, es ist doch am schönsten zu Hause. Ich wäre auch nicht fortgegangen, doch res ad tria-

rios venit, es kam zum Aeußersten, es ging nicht anders. Jetzt wandele ich wie eine Patricierin auf der heiligen Straße Roms, den servus hinter mir. Sturmwedel, folge mir!"

Und lachend machte sich Röschen auf den Weg nach dem Schlosse, während Sturmwedel mit ingrimmiger Miene hinter ihr herschritt; er war stets herausfordernd, wenn er getrunken hatte. Die jungen Damen sollten seine Rückkehr abwarten, daß er sie nach Hause geleite; doch da trat der Graf, der diese Sorte von Backfischen ganz charmant fand, als unerwarteter Ersatzmann vor.

„Sie sind ganz allein, meine Damen! Darf ich mir erlauben, Sie auf dem Rückweg zu geleiten?"

Sabine und Auguste fanden das sehr liebenswürdig und schmeichelhaft, Gretchen hatte den Muth zu erklären, daß sie alle das mit Dank annähmen; und Lisa flüsterte zu Anna:

„Gott, wie langweilig! Ein so bejahrter Herr!"

„Doch Sie werden mir verzeihen, ich weiß mit den Alten nicht recht Bescheid."

„Das wundert mich," sagte Auguste zu Sabine, „es ist doch sein Genre, die Alten."

Bayerische Staatsbibliothek München

„Wer präsidirt denn," fragte der Graf, „in ihrem gelehrten Kränzchen?"

„Röschen," antwortete Sabine, „in ihrer Abwesenheit bisweilen ich selbst, Sabine von Bomst!"

„Muß man ein Examen bestehen, um in Ihren Kreis aufgenommen zu werden?"

„Gewiß," sagte Sabine, indem sie eine sehr würdige Miene annahm, „erzählen Sie uns eine Geschichte aus dem Alterthum!"

„Ja, ja," riefen Alle und umhüpften händeklatschend den Grafen, der sich vorkam, wie der Meergreis unter den Najaden der Fluthen.

„Doch ich habe mir blos die amusanten Geschichten behalten und die dürfen Sie nicht hören. Da müssen wir den hohen Olymp mit seiner haarsträubenden Galanterie ganz aus dem Spiele lassen. O, ich weiß, was diese jungen Damen von mir verlangen können; ich werde mich bestreben, bildend auf Ihr Gemüth zu wirken."

„Bitte . . . bilden Sie," sagte Sabine.

„Wir suchen", begann Bergheim, sich räuspernd, mit pathetischem Ton, „das weibliche Ideal und zwar in jener Zeit, als sich Ilium dazu vorbereitete,

von Schliemann ausgegraben zu werden . . . in der Zeit des trojanischen Krieges."

„Den Homer so schön besungen," warf Anna ein.

„Der würdige Rapsode hätte sich einen minder frivolen Gegenstand aussuchen können."

„Frivol?" fragte Auguste erstaunt, „der trojanische Krieg?"

„Ein Krieg, der geführt wurde um eines leichtsinnigen Weibes willen. Ja, meine Damen, die griechischen Heerführer waren meistens unglücklich verheirathet. Wie ganz anders die Troer! Diese Andromache mit dem kleinen Sohne Hectors . . . wie hieß er doch gleich?

Alle verharrten in einem verlegenen Schweigen.

„Der liebe, artige Kleine . . . keine der Damen?"

„So hoffe ich eine Bank heraufzurücken . . . ich weiß es und bin stolz darauf; die Säuglinge sind sonst nicht meine Force. Er hieß Astyanax . . ."

„Den Namen hab' ich nie gehört," sagte Lisa.

„Astyanax," fügte Sabine hinzu, „für ein Kind ein recht schwerfälliger Name; er steht nicht im Kalender und läßt sich gar nicht abkürzen."

„Homer," sagte der Graf, „braucht lange Namen für seine Hexameter. Nun, bin ich würdig, in Ihr Kränzchen aufgenommen zu werden?"

„So rasch geht das nicht," versetzte Sabine; „der Astyanax ist ein zu kleines Wickelkind . . . damit allein kommen sie nicht durch. Erzählen Sie weiter."

„Lassen wir den Schreihals," sagte der Graf; „Andromache war jedenfalls eine gute Mutter. Doch zu den griechischeu Generalen zu kommen: da war Menelaos, der hatte die Helena geheirathet, die mit Paris durchging: er lief ihr nach mit einem großen Heere, und obschon sie zehn Jahre älter und häßlicher geworden, nahm er sie wieder mit nach Hause: ich, meine Damen, hätte es nicht gethan."

„Ist das vielleicht das Ideal," fragte Sabine, „das Sie uns vorführen wollen?"

„O nein! Agamemnon hatte gar eine tragische Frau . . . die war noch schlimmer. Sie schlug ihn todt, als er von Troja zurückkam, und hatte sich inzwischen einen Liebhaber angeschafft. Wie kann man auch seine Frau zehn Jahre lang allein lassen . . . das war sehr unvorsichtig!"

„Wer mich verurtheilt,“ sagte Lisa, „mich zehn Jahre hindurch zu langweilen, den schlage ich auch todt.“

„Nur Einer hatte die rechte Wahl getroffen: jetzt komm ich zu meinem Ideal. Der kluge Odysseus hatte die schlaue Penelope geheiratet; sie ließ sich den Hof machen von einer ganzen Horde von Freiern, aber sie nasführte sie alle und wahrte die Treue. Gewiß war sie ein wenig kokett und legte keinen Werth auf weibliche Arbeiten, da sie dieselben stets wieder ruinirte; doch sie ist das Ideal einer guten Gattin und Hausfrau und ich habe die Ehre, sie Ihnen als leuchtendes Vorbild zu empfehlen.“

„Schlau und kokett,“ meinte Gretchen, das ist nichts für mich.“

„Jedenfalls hatte sie sich trotz ihres großen Bengels Telemachos sehr gut conservirt; sonst wäre sie nicht so von Verehrern bestürmt worden. Auch das empfehl' ich Ihnen für Ihre späteren Lebensjahre. Zunächst hat es keine Noth damit! Nun, wie hab' ich mein Examen bestanden?“

„Genügend,“ sagte Sabine, „Sie haben Chancen für die Aufnahme.“

Alle Mädchen stimmten diesen mit feierlichem Ernst gesprochenen Worten zu.

„Es ist ein klassischer Kreis, in welchen ich trete . . . ich bin wenigstens ein alter Klassiker. Darf ich um Ihren Arm bitten, Fräulein von Bomst, und um den Ihrigen, Fräulein Auguste?“

Beide junge Damen trugen kein Bedenken, sich von einem so kundigen Thebaner führen zu lassen.

„Verstatten Sie mir eine kurze Zeit einen Platz in Ihren Herzen, bitte, nur als Trockenwohner für die künftigen Miether. Ich bin sehr abgehärtet und werde mich nicht erkälten. Und nun geleit' ich Sie:

„Gaudeamus igitur
Juvenes dum sumus“

Die jungen Damen stimmten lebhaft ein, und so setzte sich der fröhliche Zug in Bewegung, dem Vollmond entgegen, der röthlich über den Waldbergen aufging.

Da kam Sturmwedel aus dem Schloß und als er sah, daß seine Schutzbefohlenen alle aus-

flogen, stürzte er ihnen nach! Zu seiner größten Bestürzung erkannte er den Grafen Bergheim als den Führer der lustigen Schaar.

„Ha, der Marder im Taubenschlag," brummte er vor sich hin; . . . „was wird meine Alte sagen". Und schwer keuchend bot er den letzten Hauch von Roß und Mann auf, um dem Räuber die unschuldigen Opfer zu entreißen.

Fünftes Kapitel.

Ein paar Tage waren vergangen, seitdem Röschen ihren Einzug in Schloß Burgdorf gehalten hatte. Es war ein stattlicher Herrensitz, das Schloß mit seinen beiden Flügeln . . . man konnte sich in den vielen Corridoren, in der langen Reihe der Gemächer verlaufen. Die Hausordnung verstattete, daß die Gäste den Tag über für sich lebten und ihren Vergnügungen nachgingen; nur beim späten Mittagtisch fand sich alles zusammen.

So konnte sich auch Röschen, an welche Mathilde in der ersten Zeit noch keine Ansprüche machte, bis sie sich vollkommen eingerichtet hätte, frei im Park ergehen. Und an den Park grenzte der Wald . . . und da war's noch schöner unter den hohen Buchen. Da führte der Weg bergan und ein paar verirrte Sonnenlichter spielten auf dem Schattenpfade. Und

oben auf dem Hügel unter einer alten Eiche . . . da war ein reizender Durchblick auf das Schloß und das Städtchen dahinter, wo der gute Vater und die lieben Mädchen weilten . . . und da ward es Röschen immer so wohl und weh um's Herz.

Einmal hatte sie den Baron Felsen den Hügel hinaufkommen sehen und hatte dann rasch die Flucht ergriffen in's pfadlose Dickicht. Mit ihm allein im Walde . . . es wäre im Märchen schön gewesen, entzückend schön; doch ihr Lebenspfad führte nicht durch den Zauberhain des Märchens. Und doch . . . wenn sie einsam durch den Park und den Wald schritt, immer glaubte sie, auf einer Biegung des Weges müsse ihr Felsen begegnen . . . und ein angstvoll süßer Schauer ergriff sie bei jedem Geräusch, welches die durch die Büsche huschenden Waldbewohner machten.

Beim Diner saß sie ihm gegenüber; sie hing an seinem Munde, wenn er von seinen Reiseabenteuern in fernen Welttheilen erzählte; sein wetterbraunes edles Gesicht, seine feurigen Blicke, sein männlicher Ton . . . es lag etwas Bestrickendes in seinem ganzen Wesen. Schweigsam saß sie da,

wenn er gesprochen hatte . . . oft solange die Tafel währte; nur wenn er sie nachher mit ein paar Worten freundlich ansprach . . . da ging ihr die Seele auf.

Und wenn auch der Zauber seiner Nähe sie nicht mehr gebannt hielt, weilten alle ihre Gedanken bei dem Spielgefährten ihrer Kindheit; vergebens kämpfte sie dagegen an; sie wußte jetzt, was Felsen nach Burgdorf geführt . . . die alte Lore hatte es ihr verrathen. So schien's ihr ein Frevel an der Freundin und Gebieterin, daß sie so sündige Gefühle im verborgensten Winkel ihres Herzens hegen konnte.

Am liebsten plauderte Röschen mit der stumpfen, halbtauben Lore, einem alten Inventarstück des Schlosses. Oft saßen sie beisammen in ihrem Stübchen, beim Schein der späten Lampe. Da waren lauter Roccocomöbel, uralte Schränke, welche den Raum verengten und schwere Schatten auf das verblaßte Parquet der Dielen warfen. Ueberall knarrte und knisterte es unheimlich . . . die Holzwürmer pickten und tickten im Getäfel . . . draußen lag der Mondschein auf den Wipfeln.

Und die alte Lore erzählte, indem sie ihre Brille hoch über die gespenstigen Augen schob, daß es im Schlosse spuke und sie habe einen Schreck bekommen . . . sie glaube, daß das Fräulein selbst nachtwandele. Sie gleite und schleiche durch die Korridore . . . und neulich um Mitternacht habe sie das Fräulein im Park gesehen. Da habe sie hinter dem Tulpenbaum gestanden, und auf einmal seien aus dem einen Schatten, den der Mond auf die Wiese gezeichnet, zwei geworden.

„Ich habe oft schlaflose Nächte," sagte Lore, „und als ich neulich am Fenster stand, da ging ein Fremder auf der Wiese auf und ab. Ich habe dem Gärtner gesagt, er solle achtsam sein: er hat mir's auch versprochen; doch des Nachts schläft er mit seinen Blumen. Es ist nicht mehr geheuer hier!"

„Es wird Herr von Felsen sein," versetzte Röschen, indem sie sogleich über ihre eigene Kühnheit erschrak.

„Ach nein, mein Kind . . . der ist es leider! nicht, der kann am lichten Tag mit Fräulein Mathilde soviel sprechen und kosen wie er will . . . doch er sucht sie nicht auf; es scheint mir oft, als

ginge er ihr aus dem Wege. Und so wird wohl nichts werden aus dem, was der Vater wünschte, und wir werden alle unser Ränzel schnüren und das Schloß verlassen müssen . . . o es wird mein Tod sein, denn ich kann nur in Burgdorf leben!"

Lore seufzte tief, schob die Brille wieder über das thränenfeuchte Auge und ihre Stricknadeln klirrten melancholisch.

Es war ein eigen Ding um die Gedankengänge der alten Lore: oft folgte sie ihnen mit ungezwungenem Behagen und dann trat plötzlich eine Stockung ein, wie wenn die heisere Wanduhr stille stand. Und es war, als wenn stets eine Feder an derselben Stelle abschnappte und die hilflosen Gedanken dann nicht weiter fortkonnten.

Immer wieder brummte sie vor sich hin, daß der Vater Mathildens gar nicht berechtigt gewesen sei, ein solches Testament zu machen. „Das habe einmal der Großvater gesagt . . . und der Vater habe auch stets ein böses Gewissen gehabt. Sie müsse dahinter kommen, wie das zusammenhinge; denn sie wisse es eigentlich, aber sie könne sich jetzt nicht darauf besinnen." Und da griff sie denn

krampfhaft einigemale mit den Händen in der Luft umher, als wolle sie etwas fangen, was ihr vor den Augen flimmerte: aber es ließ sich nicht fangen, und so oft sie die Geschichte zu erzählen begann, stockte sie stets wieder an derselben Stelle: es war da eine Lücke in ihrem Gedächtniß, über die sie nicht hinüberkonnte.

Einmal war Röschen auch im Ahnensaal gewesen und hatte dem Maler Norbert bei seiner stillen Arbeit zugesehen. Es war ein eleganter Herr, dieser Maler, mit einem feinen Künstlergesicht, und auch wenn er im luftigen Malerkleide an seiner Staffelei saß, machte er einen wahrhaft vornehmen Eindruck. Feine Augenbrauen wölbten sich in zierlicher Rundung über einem Paar schwärmerisch dunkeler Augen und wenn er sich grüßend erhob, so zeigte sich seine hohe schlanke Gestalt im günstigsten Lichte. Da saß er nun und malte den garstigen Vater, den Röschen gar nicht leiden konnte, indem er seine Züge aus einem Gruppenbild der Familie loslöste und ein selbständiges Porträt daraus schuf.

Der Maler Norbert wohnte nicht im Schlosse:

das war ein Vorrecht der Verwandten. Früher war er bisweilen bei Tische erschienen: jetzt seit der Graf und der Baron zum Besuche da waren, ließ er sich nicht mehr sehen. Er galt für ein Original, welches am liebsten in einer Osterie sein Wesen treibe, wie weiland in Rom, sich gar mit den Bauern unterhalte, Nachts durch die Wälder schweife: ein Künstler, dem der Zwang der fashionabeln Welt unerträglich ist. Nach diesen Schilderungen glaubten Graf Bergheim und Baron von Felsen, Norbert müsse zu jener burschikosen Sorte von Künstlern gehören, die sich wenn die Muse nicht ihren Pinsel führt, mit dem Ellenbogen Bahn durch die Welt brechen, denen es nur in Hemdärmeln wohl ist und die aller conventionellen Form mit Behagen Trotz bieten. Wie erstaunten sie indeß, als sie im Ahnensaal die Bekanntschaft eines Künstlers machten, der, was sein Wesen und Benehmen betrifft, jedem Hofcirkel zur Zier gereicht haben würde. Doch er gab jener Begegnung weiter keine Folge, er hielt sich nach wie vor von jedem Umgang mit den Gästen des Schlosses zurück. War das nun Künstlerlaune oder lag dabei irgend ein

Geheimniß zugrunde? Da er fast nie aus seinem Ahnensaal hervorkam, so vergaß man bald, sich darüber den Kopf zu zerbrechen.

Am wohlsten fühlte sich Röschen in der Bibliothek, in diesem weiten luftigen Saal mit den hohen auf den Park hinausgehenden Fenstern. Alle anderen Wände waren mit Repositorien bis hoch hinauf bedeckt . . . und da standen überall Quartos, Folianten, alle in Unordnung und mit Staub bedeckt; denn Mathildens Vater war weit davon entfernt gewesen, ein Gelehrter zu sein und hatte überdies eine ganz unerklärliche Abneigung gegen das Bibliothekzimmer, das er fast nie betrat, ebensowenig wie das kleine Cabinet hinter demselben, eine Art von Hausarchiv mit hohen verschlossenen Schränken. Röschen war glücklich, wenn sie die dicken Bände aufschlagen und durchblättern konnte: da war ja fast überall ihr geliebtes Latein zu lesen, und sie verstand das alles, was da mit bunten Initialen und schwerfälligen Buchstaben gedruckt war. Was sie da zur Hand nahm, waren meistens alte Bücher; die neuesten waren aus dem vorigen Jahrhundert, erste Ausgaben der deutschen Klassiker,

die Nikolai'sche Bibliothek. Das füllte eine ganze Wand bis hoch zur Decke! Der Vater und Großvater hatten keine Bücher mehr gekauft: und am wenigsten geraten die reichen Leute in neuester Zeit auf solche Liebhabereien; da waren die guten Alten bessere Literaturfreunde! In der Handbibliothek des Schlosses befanden sich nur Werke über Schafzucht, Forstwirthschaft und Bodenklassification . . . und nur das Fräulein hatte in ihrem Boudoir eine Bibliothek neuer Dichter und Romanschriftsteller, die gerade Mode waren, in eleganten Einbänden, und die kleinen Tische seufzten unter den illustrirten Albums: Hellas, Rom, Aegypten, Palästina . . . die ganze illustrirte Prachtgeographie lag da zur Schau.

Röschen hatte Mathilde oft nach ihren Verpflichtungen gefragt und sich ihr zur Verfügung gestellt; doch diese bat sie, sich zunächst überall umzusehen, es habe das alles Zeit, bis die Gäste das Schloß verlassen hätten. Doch eines Abends nach dem Essen, als Röschen die allein Wandelnde im Garten traf, schien diese geneigter zu vertraulichem Gespräch. Beide setzten sich unter die hohe Linde,

dicht neben der Veranda des einen Schloßflügels, Röschen den Strickstrumpf in der Hand, schwärmte von der Schönheit des Parkes, von der herrlichen Beleuchtung des Abends, welche den Springbrunnen in einen Jongleur verwandelte, der mit dem Regenbogen Fangball spielte, auf die Wipfel seine Rosen streute und hinter den lichten Buchenstämmen den Himmel wie mit rothem, aus Walddunkel leuchtendem Sammt ausschlug.

„Sie haben Sinn für Natur," sagte Mathilde, „das ist schön. Sie sind mir überhaupt ein Wunder: trotz der vielen Gelehrsamkeit noch ein so heiteres kindliches Gemüth. Wenn man wie Sie immer über den Büchern sitzt . . ."

„O im Verkehr mit den alten Dichtern," versetzte Röschen, „verlernt man nicht die Heiterkeit des Gemüths . . . doch manches andere verlernt man: wie die weiblichen Handarbeiten."

„Das kann man jetzt in allen Läden kaufen . . ."

„Für theures Geld!"

„O nein! Die Arbeit hat fast gar keinen Werth mehr; es sind ja lauter Hungerpreise: Das

will alles leben und kämpft um's Dasein und der Kampf mit der Nadel ist immer einer der traurigsten."

„Ich kämpfe auch um's Dasein," sagte Röschen seufzend, „ich bin ein armes Mädchen."

„Sie sind meine Gesellschafterin, mein Fräulein, wie ich hoffe!"

„Und bald außer Dienst, wie ich fürchte."

„Außer Dienst? warum?"

„Sie werden bald bessere Gesellschaft haben ... für's ganze Leben."

„Sie phantasiren!"

„O wie Sie glücklich sind . . . so umworben, so begehrt zu werden. Es muß ein schönes Gefühl sein: solch' ein Leben hat Werth für andere. Unsereins ist so überflüssig in der Welt ... wer kümmert sich um uns? Sie aber, so schön, so jung, so reich ...."

„Einen Strich durch das alles," sagte Mathilde; „Schönheit ist Sache des Geschmacks, Jugend von Hause aus zum Tode verurtheilt . . . und im Uebrigen bin ich fast so arm wie Sie."

„Das glaub' ich nicht . . . und die Bewerber werden sich darum nicht kümmern. Da ist Graf Bergheim, kein Jüngling mehr, es ist wahr, doch

ein liebenswürdiger Herr mit dem Humor eines Horaz und dem Witze eines Lucian ... und dann ... der Baron von Felsen."

„Der gefällt Ihnen wohl?" fragte Mathilde.

„Es ist ein lieber guter Mensch; ich kannte ihn, als er noch Primaner war, und da war er so freundlich gegen mich. Und klug ist er . . . er hat das beste Abiturientenexamen gemacht von allen, wie Papa sagt; er war sein bester Schüler. Und dann ist er auch später nicht dumm geworden, was guten Schülern oft passirt; nein, er ist sehr angesehen und Landschaftsdirector, wie sie's nennen. Das ist ein Vertrauensposten. Er ist auch zum Abgeordneten im Landtag gewählt, wie Papa sagt. Und man merkt's ihm gar nicht an, daß er solch' ein Cicero ist, ein pater patriae, ein Vater des Vaterlandes; denn er ist noch sehr jung und bescheiden: doch wenn er spricht, das klingt wie Metall, wie tönendes Erz; er hat das os magna sonaturum, das heißt den Vollklang der Rede, der für große Dinge paßt ... und wie stattlich er dabei aussieht. Und integer vitae ist er auch, das heißt, es ruht kein Makel auf ihm."

„Sachte, sachte, mein Kind,“ sagte Mathilde, nicht wenig erstaunt über diesen Strom der Beredtsamkeit.

„O wie Sie glücklich sind, Fräulein,“ rief Röschen aus, einen solchen Bewerber zu haben.“

„Und wie glücklich er ist,“ versetzte Mathilde, „eine solche Lobrednerin zu finden. Ob er so viel Lob ertragen würde? Röschen, ich habe fast ein Recht, um eifersüchtig zu sein.“

„Wie können Sie denken . . .“

„Doch da kommt er ja selbst, er kommt aus dem Walde zurück, der gute Vetter! Sie meinen, er macht mir den Hof, er bewirbt sich um mich? Da gebietet's die Koketterie, ihm möglichst aus dem Wege zu gehen und sich suchen zu lassen. Ich fürchte mich ja ordentlich vor diesem Vetter Felsen . . . er muß erstaunlich gefährlich sein. Sie müssen sich diesmal für mich opfern . . . thun Sie mir den kleinen Gefallen, Röschen, decken Sie meinen Rückzug!“

Und mit fröhlichem Lachen begab sich Mathilde ins Haus. Röschen hatte Lust, ihr zu folgen; doch schon klangen ihr in's Ohr die Verse des Goethe'schen Liedes:

„Sah ein Knab' ein Röslein stehn,
Röslein auf der Haiden,
War so jung und morgenschön . . ."

und sie kannte ja den Sänger; sie stand willenlos und erwartete ihn.

„Wie, heute nicht hinter den Büchern?" sagte Felsen.

„Nein, mit dem Strickstrumpf in der Hand, wie Sie sehen."

„Das steht Ihnen ganz gut."

„Wirklich?"

„Stricken ist doch immer nöthiger als Latein und Griechisch."

„Das sagen Sie?"

„Das sagt alle Welt! Die Bücher sind gewiß schön, doch es ist ein Leben aus zweiter Hand; schöner ist das aufgeschlagene Buch der Natur und des Lebens; schöner die Arbeit, die Nützliches schafft."

„Mein Papa ist anderer Ansicht: Bildung ist ihm die Hauptsache!"

„Bildung . . . gewiß," sagte Felsen; „doch das ernste Studium geziemt nur den Männern, der leichtere Gewinn der Arbeit komme auch den Frauen zugute."

„Sie tadeln mich," sagte Röschen, indem sie sich erhob, als wenn sie die Flucht ergreifen wolle; „wie mir das wehe thut . . . ich mache es Ihnen nicht recht."

„Man putzt die Lichte," versetzte Felsen, „damit sie um so heller brennen. Röschen . . . ich darf Sie wohl so nennen."

„Sie machen mich glücklich!"

„Sie sind mir der wiederauferstandene Genius meiner Kindheit: ich sehne mich danach, wieder Schmetterlinge zu jagen und Sie sitzen auf dem Rasen und sehen mir zu . . . ich bringe Ihnen die Pfauenaugen, die Schwalbenschwänze, doch erst wenn sie todt sind; denn ich will Ihrem kindlichen Gemüthe den Anblick der Todesqual ersparen. Dann sehen Sie mich an mit einem so dankbaren Blicke; wahrhaftig, Sie haben noch immer denselben Augenaufschlag . . ."

„Ach nein," sagte Röschen, „es liegt eine so lange Zeit dazwischen."

„Und darum sollten Sie minder freundlich und herzlich sein? Freilich, Sie haben jetzt ein Urtheil und vor dem mag ich nicht bestehen. Damals

war's anders! Das kleinere Mädchen hing an dem viel älteren Spielgefährten und wär' er auch ein Taugenichts gewesen: sie wäre ihm gefolgt, wohin er wollte."

„Damals durfte sie ihm folgen."

„Sie durfte? Und jetzt?"

„Darf sie es eben nicht! Doch das ist ja alles thöricht, was wir hier sprechen."

„So wollen wir thöricht sein . . . wer darf's uns wehren? Es giebt eine Thorheit, die mehr werth ist als alle Weisheit dieser Welt. Freilich, ich seh's, ich bin Ihnen nicht mehr ein guter Kamerad, seit ich diesen Bart trage."

„O, er steht Ihnen ganz prächtig!"

„Wenn Sie das meinen, dann soll nie ein Scheermesser sich an ihn wagen! Doch was hilft mir der Bart, wenn der ganze Gustav, wie er jetzt geworden ist, von Ihnen in Acht und Bann gethan wird."

„Ach nein," versetzte Röschen verlegen, „warum sagen Sie mir solche Dinge?"

„Ich will nur wissen, ob noch ein Wiederschein jener Jugendzeit in Ihrem Herzen geblieben ist."

„Das könnte mich nur wehmüthig, nur traurig stimmen!“

„Um wieviel glücklicher bin ich . . . jenes schüchtern holde Frühroth ist jetzt zu einem taghellen Glanze geworden. Röschen . . . wenn ich Sie ansehe . . .“

„O ich bitte, sehen Sie mich lieber nicht an, doch hören Sie auf meine Worte. Sie stehen an der Schwelle eines großen Glücks; Sie werben um die Hand einer liebenswürdigen Dame; ich hoffe bald ganz die Vertraute derselben zu sein. Rechnen Sie auf mich . . . das kleine Mädchen von damals, das Sie so oft erfreut und beschützt haben, es soll Ihre Bundesgenossin sein!“

„Röschen!“

„Liebe kommt ja von selbst, man weiß nicht wie; aber sie ist oft scheu und zaghaft und bedarf der Ermuthigung . . . ich will sie ermuthigen. Ja, Mathilde ist stolz und sträubt sich vielleicht gegen eine Liebe, die ihr zur Pflicht gemacht, die ihr vom eignen Vater verordnet worden ist, eine Liebe, die ihr Geld und Gut einbringt. Ich will diesen Stolz beugen . . . rechnen Sie auf mich!

Sie soll ihrem Herzen folgen . . . und das kann ja keine andere Wahl treffen . . ."

„Und das glauben Sie selbst?"

„Und dann noch eine Bitte! Vermeiden Sie es, mich unter vier Augen zu sprechen: es ist nur der Leute wegen und es könnte Ihnen bei Mathilde schaden . . . sonst wollen wir gute Freunde sein."

„Von Herzen . . . und ich parire gleich Ordre, doch nicht für alle Zukunft thu' ich das Gelübde, Sie unter vier Augen nie zu sprechen: zwei dieser Augen sind so bezaubernd, daß die anderen nichts besseres thun können als immer hineinzublicken . . . tief, recht tief bis in die innerste Seele. Nein, nein, Röschen, ich bin jetzt gehorsam aus alter Freundschaft; doch ich werd' es nicht immer sein und es kommt vielleicht der Tag, wo die Freundschaft ein Ende nimmt."

„Nein, nein, der Tag soll nimmer kommen!"

„O, wir begraben sie dann, doch der Grabstein wird eine schöne Inschrift tragen und wir werden nicht zu traurig sein. Auf Wiedersehen!"

Baron Felsen drückte Röschen herzlich die Hand und begab sich durch die Veranda in's Schloß. Sie

blieb nachsinnend stehen; sie verstand nicht recht, was er damit meinte; doch allerlei frohe Ahnungen zogen durch ihr Gemüth.

Da trat Graf Bergheim plötzlich aus dem Gebüsche; er hatte in der That gelauscht und wenn er auch nicht jedes Wort verstanden, so war ihm doch klar geworden, daß Baron Felsen dem Mädchen den Hof mache, ja daß nicht viel zu einer ausdrücklichen Liebeserklärung gefehlt habe.

Er war sehr unzufrieden mit Röschen, der er den Text lesen wollte; doch als ächter Cavalier suchte er eine liebenswürdige Anknüpfung für das bedrohliche Gespräch. Röschen selbst war etwas erschrocken über das plötzliche Hervortreten des Grafen; ihr ahnte, daß ihre Begegnung mit Felsen nicht unbelauscht geblieben sei.

„Wir dürfen gute Freunde sein, liebes Fräulein," sagte der Graf, „ich habe die junge gelehrte Damengesellschaft nach Hause begleitet und dafür das Diplom als Ehrenmitglied ihres Kränzchens erhalten."

„Das geht nicht ohne mich!"

„Ei sieh!"

„Ich bin die Vorsitzende.“

„Allen Respect . . . doch ich bin examinirt worden und habe gut bestanden.“

„Verstehen Sie Lateinisch, Herr Graf?“

„Ich habe studirt.“

„Das ist gerade die Zeit, in der man das Latein vergißt.“

„Und wie steht's mit dem Griechischen?“

„Da konnt ich nicht viel vergessen; das war immer meine schwache Seite. Doch das werden Sie mir wohl nicht einreden, daß Ihre jungen Damen mit dem spiritus asper und lenis auf einem guten Fuße stehen: selbst die kleine Sabine nicht, die mir mehr vom spiritus asper als vom spiritus lenis zu haben scheint . . .“

„Wir lesen den Homer, Herr Graf! Und wie steht's mit der alten Geschichte?“

„O da glänz' ich . . . fragen Sie nur Ihre Freundinnen. Ich kenne den großen Alexander und den kleinen Astyanax: ich weiß, daß Aspasia eine sehr liebenswürdige Dame war, die aber bei aller Gelehrtheit ihre Verehrer nicht examinirte, ich weiß, daß die Cleopatra . . .“

„Lassen wir diese Damen!"

„Aber ces dames tragen einen großen Theil der Kosten der Geschichte des Alterthums. Sie haben sehr viel Unheil angerichtet, diese Messalinen und Agrippinen und diese Schlange vom Nil . . . es waren großartige Ungeheuer. Doch es giebt auch ganz niedliche Schlänglein, welche die Weltgeschichte nicht in den Käfig ihrer Menagerie sperrt und die doch recht gefährlich sind und in aller Stille viel Unheil anrichten."

„Was meinen Sie damit?" fragte Röschen befremdet.

„Es giebt junge, allerliebste, etwas kokette Dämchen, welche die schönen Pläne würdiger Männer zu vereiteln wissen . . ."

„Herr Graf," sagte Röschen jetzt mit fester Bestimmtheit, „Sie haben gelauscht."

„Ich hörte unfreiwillig . . ."

„Und das ist Wasser auf Ihre Mühle! Sie werden Herrn von Felsen bei der Baronesse anschwärzen. Sie werden ihn, wegen der paar nichtssagenden Worte, die Sie gehört, als leichtfertig und

ungetreu hinstellen, ihn aus dem Felde zu schlagen suchen."

„Mademoiselle" rief jetzt der Graf erblassend mit dem Ton äußerster Entrüstung, der Röschen erschreckte; „wären Sie ein Mann, Sie müßten mir vor die Klinge! So denken Sie von einem Grafen Bergheim? Schämen Sie sich, Sie kleines Schulmädchen!"

Verlegen nach geeigneter Rechtfertigung suchend, brachte Röschen nur die Worte hervor:

„Doch das würde jeder Andere an Ihrer Stelle thun."

„Eben was jeder Andere aus der Plebs thun würde, das thun die Grafen Bergheim gerade nicht. Zwischenträgereien . . . pfui! Intriguen um des Geldes willen . . . abermals pfui! Wissen Sie, was point d'honneur ist? Sie können es nicht wissen; die Römer und Griechen hatten keinen: Die Helden und selbst die Götter schimpften sich ungenirt, und ein Stück von dem buckligen Thersites steckte in allen Unsterblichen. Nein, nein, Mademoiselle. Sie haben mich wahrhaft beleidigt . . . Freilich!

ein Mückenstich, und Ihnen gegenüber brauch' ich den Fliegenwedel statt des Degens."

„Herr Graf . . . Sie vergessen ganz, daß Sie zuerst eine böse Anklage gegen mich vorbrachten."

„Ich klage Sie nicht an, ich will Sie warnen, daß Sie durch Ihr kokettes Wesen den Baron Felsen nicht ablenken von dem rechten Wege, daß Sie sich nicht zwischen ihn stellen und sein Glück."

„O Gott, wie fern mir das liegt!"

„Ich habe genug gehört; er interessirt sich für Sie; seine Worte hatten jene bedrohlichen Accente, in denen sich eine Leidenschaft ankündigt."

„Um alles in der Welt nicht. Sie irren, Herr Graf."

„Sie sind nicht übel, Mademoiselle! Ich sag' es offen, mein Geschmack wären Sie nicht, schon wegen Ihrer erstaunlichen Gelehrsamkeit; ich würde befürchten, daß mir ein Kürbiß auf die Nase fiele, wenn ich unter diesem Baume der Erkenntniß in süßem Schlummer läge; daß unter diesem Baume die Schlange lauerte und daß irgend eine lateinische oder griechische Sentenz auf mich loszüngelte, wenn ich mir einen deutschen Kuß erbäte."

„Einen deutschen Kuß?“ fragte Röschen, über die auf einmal ihre ganze Schalkhaftigkeit kam, „o Herr Graf, die Küsse sind international!“

„Doch die aus dem Alterthum lieb’ ich nicht! Indeß, was ich auch fürchten würde: ich muß gestehen, Sie gehören nicht zur Dutzendwaare, Sie haben ein paar hübsche Augen und sind ein niedliches Geschöpf, dem man die verwetterte Gelehrsamkeit gar nicht ansieht. Und das Aparte macht einen Eindruck . . . ich begreife das.“

„Ich lasse mir nicht gern einen Spiegel vorhalten, Herr Graf.“

„Ein wenig müssen Sie es sich doch gefallen lassen. Ich will’s glauben, daß Sie nicht so schuldig sind; doch ich appellire an Ihr gutes Herz, Mademoiselle! Felsen und Mathilde sind für einander geschaffen; die Freiin behält ihre Güter, wenn sie das Bündniß schließt; es ist ein Verbrechen, Felsen’s Sinn von ihr abzulenken oder sie selbst ihm abgeneigt zu machen, indem man ihr Grund zur Eifersucht giebt. Deshalb nur tadl’ ich Sie und warn’ ich Sie, Mademoiselle . . .“

„So hab’ ich Ihnen Unrecht gethan und bitt’

es Ihnen ab von ganzem Herzen. Was Sie da sagen, ist nur ein Echo meiner inneren Stimme. So denk' ich, so fühl' ich, so will ich handeln."

„Bravo, bravo Mademoiselle! Wir wollen zusammenwirken, viribus unitis, daß die Verbindung zustande kommt."

„Gewiß! Liebe läßt sich zwar nicht zwingen," sagte Röschen nachdenklich; „doch ihr Herz ist ja noch frei. Sonst wär's ein Verbrechen, ihr das heil'ge Recht einer freien Wahl zu verkümmern. Das wäre etwas anderes, ganz anderes! Dann möchte kommen, was will . . . ich würde ehrerbietig beiseite stehen; für Sie aber hätte die Stunde des Glückes geschlagen."

„Von mir ist nicht die Rede," sagte der Graf; „die Bergheim stehen gern im Schatten, wenn die Sonne über den Gerechten aufgeht."

„Sie haben vorhin nur halb gehört," versetzte Röschen, „ich selbst habe den Baron dorthin gewiesen, wohin seine Pflicht und sein Glück ihn rufen."

„Bleiben Sie tapfer," sagte der Graf, „ich nehme alles zurück, was ich vorher gesagt . . . ich irrte mich! Jetzt erscheinen Sie mir in einem ganz

anderen Lichte und ich muß bekennen, wenn man das bischen Schulstaub von ihnen bläst, kleines Schulmädchen, da sind Sie charmant, ganz charmant, eine zierliche Lacerte und wenn ich mich nicht in Acht nehme, schlüpfen Sie mir selbst in's Herz hinein. Das wäre eine kleine Diversion im Dienste der guten Sache, wenn nur meine Waffen selbst nicht zu schartig wären: und wenn Ihnen ein Kuß aus dem Alterthum . . ."

„Ich will nicht wieder an Ihnen irre werden. Herr Graf! Bedenken Sie: noblesse oblige!"

„Den Teufel auch," sagte Bergheim ärgerlich, „kein Wappen verbietet das Küssen; doch wenn's denn sein muß, so mag das schöne Siegel unserem Bunde fehlen. Doch es könnte mir gefährlich werden, länger in Ihrer Nähe zu weilen: ich würde immer von neuem siegeln wollen und mir dabei nur die Finger verbrennen. Adieu denn, Lateinerin, Griechin, deutscher Engel . . . adieu!"

Und ihr ein Kußhändchen zuwerfend, verließ der Graf den Park.

Inzwischen war es Abend geworden; der Mond war voll am Himmel aufgestiegen und in seinem

traumhaften Silberschein neigten sich die Wipfel des Parks. Unter den Sternen durch den Nachthimmel flog das nachtwandernde Rothkehlchen einsam dahin und ließ seinen hellen Ruf ertönen; um eine nahe Tannengruppe strich ein feuerköpfiges Goldhähnchen: alle die niedlichen Geschöpfe, die sich in der Nacht sicherer fühlen, als am Tage, wiegten sich in den Lüften.

Da durften ja auch Röschens Gedanken, die kleinen Nestlinge ihres Herzens, sich hervorwagen, und sie hatten nur einen Lockruf: den Sternen durfte sie's zugestehen, sie liebte Felsen!

Dickköpfige Spinner huschten geisterhaft mit fledermausartigem Flug um die Pappeln und Weiden: es sind unheimliche Nachtgeister und Röschen sucht vorübergehend ihrem Bann zu entkommen.

Und sie wandert immer weiter durch den mondhellen Park. Mögen die Thüren des Schlosses abgesperrt sein . . . sie weiß, die Gärtnerin wird ihr öffnen, wenn sie an's Fenster klopft. Sie kann nicht zurück in's enge Zimmer . . . sie dürstet nach seliger Freiheit.

Welch ein berauschender Duft aus den Büschen,

von den Gartenbeeten! Jetzt trat sie unter die Linden ... die Bienen schlummerten, die sie sonst umsummten; aber die Abendwinde kosten mit den Blüthen, und da strömten sie einen Duft aus von würziger Süßigkeit: es war, als gäb's nichts in der Welt als Wonne und Glück!

Und auf das Glück der Erde sollte sie verzichten ... wo war es als bei ihm? O jenes unselige Testament ... daß die Todten solche Macht haben über die Lebenden, daß sie ihre Hand aus dem Grabe herausstrecken können, um sie zurückzuhalten auf dem Wege zum Glück!

Und doch ... es ist ja schön zu verzichten und sich am Glücke der Anderen zu freuen. Die Pflicht ... das ist kein dämmerndes Mondlicht, das in die Verstecke schlüpft; das ist der Sonnenstrahl, der fest die Wege zeichnet. Es ist auch süß, der Pflicht zu gehorchen. Röschen beschwor diesen Schutzgeist ihres Lebens aus der Tiefe ihrer Seele empor; sie war bereit, ihm zu gehorchen; aber jetzt im Mondesdämmer, im Blüthenduft ... jetzt durfte sie von ihrer stillen Liebe träumen.

Sie war in einen abgelegenen Theil des Parkes

gekommen; hier stand ein chinesischer Pavillon, eine Bank davor: auf jeder Seite des Eingangs in gewaltigen Töpfen ein Lorbeer- und ein Myrthenstrauch . . . ringsum ein dichter Perrückenstrauch, der, vom Winde bewegt, im Mondschein wunderlich gestikulirte.

Da war es Röschen, als wenn sie Schritte auf dem Kiesgang hörte; sie fürchtete sich nicht, doch sie wollte Niemand begegnen; sie schlüpfte hinter den Perrückenstrauch, der undurchdringlich die Lauscherin verbarg.

Die Schritte kamen näher; sie erkannte den Maler Norbert, der, vor dem Pavillon angekommen, sich nach allen Seiten umsah und dann wie wartend auf die Bank setzte.

Wartete er hier auf ein chinesisch Märchen? War das hier ein „Hundertblumenpavillon", vor welchem beim Castagnettengeklapper die Damen des grünen und rothen Gürtels ihre munteren Tänze feiern? Oder sollte irgend eine anmuthige Fan-su in grüner Seide kommen, mit dem Perlgeschmeide, das der Thau des Himmels näßt?

Und eine Fan-su kam, eine deutsche Fan-su; der Wind rührte zum Gruße die Glöckchen auf dem

Pagodenthurm und der Perrückenstrauch regte flüsternd sein wirres Gezweig.

Röschen hörte die nahenden Tritte, der Maler stand auf, um der Kommenden entgegenzugehen. Endlich konnte sie die Züge derselben erhaschen . . . sie erstaunte und erschrak: es war Mathilde!

„Ich trag' es nicht länger," sagte Norbert, „ich muß mit Ihnen sprechen und ich danke Ihnen dafür, daß Sie mir diese Gunst bewilligt haben und sich in die Nacht herauswagen an diese Stätte . . . zur einsamen Begegnung mit mir."

„Ich hoffe," sagte Mathilde, „das wird das Mißtrauen entwaffnen, das Sie mir seit einiger Zeit zeigen."

„Nirgends konnte ich Sie ungestört sprechen . . . und ich weiß es! Sie haben mich getäuscht, Mathilde."

„Sachte, sachte, mein Herr."

„Sie haben Hoffnungen in mir erweckt, die nie erfüllt werden können, glühende Hoffnungen, die meine Seele verzehren. Der Händedruck in der blauen Grotte von Capri . . . der Abschied auf

jener Ballustrade am Strande von Sorrent, von wo einst Tasso hinausgesehen hat auf die heilige Meerfluth . . ."

„Es ist derselbe Mond," versetzte Mathilde, „der uns heute scheint wie damals, und es ist dasselbe Licht in meiner Seele, wenn wir auch hier im kalten Norden sind."

„Ich habe Ihnen nichts verschwiegen," erwiderte Norbert; „Sie wissen, daß ich ein armer Maler bin, daß die gräfliche Familie, deren Namen ich trage, in ihrem äußeren Glücksstand zurückgekommen ist, daß ich nur für meine Kunst und von meiner Kunst lebe."

„Ich weiß das alles."

„Dennoch riefen Sie mich hierher, allerdings mich, den Künstler . . . doch in dem Auftrage, der nur meiner Kunst galt, glaubte ich auch die Stimme der Neigung zu hören. Die schönen Abende von Sorrent tauchten wieder auf in meiner Seele. Neue Blumen hofft' ich zu flechten in den unfertigen Kranz, den wir dort zu winden begonnen . . . und jetzt erfahre ich, daß Sie nicht mehr frei sind!"

„Nicht mehr frei?"

„Daß ein Familienpact Sie bindet, daß Ihre Hand . . . wie sag' ich doch gleich . . . testamentarisch vergeben ist. O Sie haben ein unwürdiges Spiel mit meinem Herzen getrieben."

„Norbert!"

„Keine Macht der Welt hätte mich bestimmen können, meine Kunst in Ihre Dienste zu geben, wenn ich das vorher gewußt. Ich bin nicht hierhergekommen, um Zeuge fremden Glückes zu sein, auch nicht blos, um mit Pinsel und Palette Ihre Ahnen von den Wänden loszulösen . . . ich kam, weil ich an Ihre Liebe glaubte; ich kam, um Ihre Hand zu werben: ich sag' es offen, jetzt wo es zu spät ist. Und nun steh' ich da wie Don Quixote, der seiner Dulcinea von Toboso nachläuft mit dem Barbierbecken auf dem Kopfe."

„Halten Sie ein, Norbert!"

„Weiß Gott, wozu Sie mich brauchten! Vielleicht hatten Sie einen Anbeter nöthig, der im Stande war, die Eifersucht jenes Verwandten zu erregen, welchem Ihre Hand bereits zugesprochen ist, und seinen zögernden Entschluß zu beschleunigen; oder Sie brauchten ein Spielzeug Ihrer Launen, gleich-

viel, ich bin verrathen, verhöhnt, herabgewürdigt! Zerreißen will ich die Bilder, die ich gemalt, daß sie als Fetzen von der Staffelei herunterhängen, und auf immer kehr' ich dem verzauberten Schloß den Rücken, wo ich eine Julia zu finden hoffte und nur eine Circe fand."

„Sind Sie zu Ende, Norbert? Ich will Ihnen Ihre maßlosen Ungerechtigkeiten verzeihen."

„Verzeihen?"

„Ja, denn auch ich trage eine Schuld. Sie mußten glauben, daß ich die unumschränkte Herrin dieses Schlosses, die Besitzerin großer Güter bin; Sie wußten nicht, daß all' dieser Besitz hinfällig ist, weil er an einer Clausel hängt, die ich nicht erfüllen kann."

„Was kümmert mich Ihr Hab und Gut?" sagte Norbert ärgerlich, „danach hab ich nie gefragt!"

„Ja, Norbert, ich bin arm wie Sie selbst. Heirath' ich meinen Vetter, so bleiben diese Güter mein eigen; doch . . . ich werde ihn nicht heirathen."

„Diesen schönen, liebenswürdigen Vetter?"

„Trotzige Freiheit ist mein Wahlspruch im Leben, mein Herz darf keinen Zwang erleiden, nicht um die Millionen eines Rothschild. Diesem freien Zuge

meiner Seele würd' ich folgen, auch wenn kein anderes Gewicht in der Wagschale läge. Doch so ist es nicht, denn ich liebe!"

„Mathilde . . . so täuscht ich mich?"

„Ich liebe den bösen Mann, der mich so schnöde verdammt hat, dem mein Herz gehört seit den schönen Tagen von Sorrent, den ich in meine Nähe rief, weil ich nicht leben konnte ohne ihn, mit dem ich das bescheidenste Loos der Erde theilen will, dem ich alle Glücksgüter mit Freuden opfere; ja ich liebe Dich, Dich allein, Norbert!"

„Mathilde", rief Norbert mit vollem Ausbruch glühender Leidenschaft, „o ich bin allzuglücklich, nichts soll uns mehr trennen!"

Jetzt war Röschen näher getreten; sie hatte mit einem unbeschreiblichen Gefühl das ganze Gespräch mit angehört; ihr Herz klopfte so heftig, als gälte ihr selbst die Liebeserklärung des feurigen Malers; und als die Beiden sich in den Armen lagen und glühende Küsse wechselten, da trat sie aus dem Perückenstrauch hervor, in's volle Licht des Mondes und rief, in die Hände klatschend, ein dreimaliges Bravo.

„Mein Gott, wir wurden belauscht?“ rief Mathilde erschreckt zurückfahrend.

„Was kümmert's uns?“ fragte Norbert.

„Es ist Röschen,“ versetzte Mathilde etwas beruhigter.

„Ja ich bin's und überselig, so wie Ihr! Laß Dich umarmen und küssen, liebe Mathilde! Du liebst Felsen nicht . . . das ist entzückend!“

„Doch Sie gerade riethen mir ja . . .“

„Weil ich glaubte, Dein Herz sei noch frei; doch nein, wenn Du einen andern liebst . . . das ändert alles! Wie könnt' ich da für Felsen sprechen? Er verlangt doch ein ungetheiltes Herz. Erlaube, daß ich Dich duze . . . in diesem Augenblick bin ich Du und Du mit der ganzen Welt. Meinen Segen habt Ihr, Kinder!“

„Tiefes Schweigen, Röschen!“

„Seid unbesorgt! Ich stör' Euch nicht länger. Es ist ein wunderbarer Abend; ein flammend Licht ist mir aufgegangen, das hell auch in mein Leben hineinscheint . . . das wird heller, immer heller! Ich muß hinaus in den Wald, ich fürchte mich

nicht vor den Schatten, ich will die Nachtigall hören ... sie hat mir jetzt viel, viel zu sagen."

Sie pflückte einen Lorbeer von dem Lorbeerstrauch und reichte ihn Norbert.

„Den Lorbeer dem Künstler!"

Dann ging sie zum Myrtenstrauch, gegenüber und riß einen Myrtenzweig ab, den sie Mathilden reichte:

„Die Myrte der Geliebten!"

„Mir aber blüht ein bescheidenes Blümchen Wunderhold ... die Hoffnung!"

Und so schritt Röschen dem Walde zu, in höchster Erregung, Felsen's Bild stand hell vor ihrer Seele, nicht mehr unnahbar, aber doch noch so fremd ... der Baron und das schlichte Bürgermädchen! Dann aber ward's ihr wehmüthig zu Sinn: die schönen Güter verloren ... o könnte sie Mathildens rettender Engel werden.

Die beiden Liebenden aber schritten trunken durch die Nacht. Nicht an Hab und Gut dachten sie ... es war ihnen nur die Puppenhülle, die den Schmetterlingsflug um alles blühende Glück des Lebens nicht hemmen durfte.

Sechstes Kapitel.

Der Oberlehrer Berning war in letzter Zeit oft nach Burgdorf hinaufgekommen. Freiin Mathilde hatte ihm die Bibliothek zur Verfügung gestellt: er schrieb ein Werk über die Adelsgeschlechter des Kreises, zu denen auch die Familie des Ministers gehörte, nicht gerade aus wissenschaftlichem Eifer, sondern weil er hoffte, sich dadurch die besondere Gunst des Ministers zu erwerben. Eine reichhaltigere Bibliothek als Burgdorf hatte aber kein Schloß der Umgegend.

Mit seinem Freund und Collegen Klauber, der ihm hülfreich zur Hand ging, durchsuchte Berning auch heute wieder die Schätze der Bibliothek. Klauber war in jeder Hinsicht das Gegenbild des Freundes: mit seiner blauen Brille, seinem blassen, pockennarbigen Gesicht, seiner schmächtigen Gestalt

und seinen eckigen Manieren diente er der schönen Erscheinung und dem weltmännischen Benehmen des Collegen als ein willkommenes Relief . . . und das war auch der Hauptgrund, warum man ihn so oft in seiner Gesellschaft sah; Berning wußte sehr wohl, wie stattlich und glänzend er sich von diesem dunkeln Hintergrunde abhob.

Hoch oben auf der Leiter stehend, beklagte sich Berning über die Unordnung, die in der Büchersammlung herrsche: der Vater habe keinen Sinn dafür gehabt, ja eine förmliche Abneigung gegen die Bibliothek gezeigt; es stehe hier alles durcheinander; man müsse die einzelnen Bände eines Werkes mühsam zusamensuchen: er könne den zweiten Band des alten Adelslexikons der Provinz nicht finden.

Klauber suchte inzwischen in den unteren Fächern, doch er kam nicht weit damit, weil jedes alte Buch das er aufschlug, ihn außerordentlich interessirte, sodaß er darin blätterte und las und oft sich ganz in den Inhalt vertiefte.

Eine Zeit lang verharrten die beiden Genossen in schweigender Arbeit: man hörte nichts in dem hohen Saal als das Auf- und Zuklappen, das Hin-

und Herrücken der schweren Bände und eine dichte Wolke von Staub, im Sonnenstrahl flimmernd, zog sich unter dem mit Stuck ausgeschmückten Plafond quer über den Saal von einem Büchergestell zum andern.

Endlich unterbrach Berning das Schweigen mit dem Rufe; „Gefunden!", worauf er rasch die Leiter herunterstieg, „hier ist das Wappen der Familie des Ministers . . . und welche lange Genealogie und Chronik der Familie."

„Du wirst dies natürlich gehörig ausbeuten: und das Bändchen im Knopfloch wird nicht ausbleiben."

„Wohl möglich."

„Ich liebe," sagte Klauber mit einem gewissen Stolz, „die Wissenschaft nur um ihrer selbst willen; ich begreife nicht, wie man sie anderen Zwecken dienstbar machen kann; Du freilich bist ein Welt- und Lebemann."

„Die Charaktere sind eben verschieden. Ich sage Dir, solch ein Bändchen thut Wunder; man avancirt rascher und die Mädchen haben ein Aug' auf die Decoration. Eine Uniform ist freilich

besser; doch ich habe keine, ich bin nie Soldat gewesen . . ."

„Ich hab' es leider," versetzte Klauber kleinlaut, nicht einmal zum Gefreiten gebracht, weil ich mit dem verwünschten Hinterlader nicht umzugehen verstand."

„Ich glaube," versetzte Berning, „auch Röschen wird nicht unempfänglich sein für das bunte Bändchen."

„Röschen ist ein artiges Kind; doch ich begreife nicht, warum Du Dich für sie interessirst."

„Sie ist hübsch und präsentabel und das gelehrte Air steht ihr ganz allerliebst."

„Doch sie ist arm wie eine Kirchenmaus . . ."

„Jetzt noch . . . allerdings."

„Wie . . . und später?"

„Im Vertrauen, alter Freund," sagte Berning, indem er einen geheimnisvollen Flüsterton annahm, „ich weiß, daß Du nicht plauderst, da Dich nichts interessirt, was nicht einen schweinsledernen Einband hat. Weder der Vater noch Amanda wissen, was ich weiß."

„Und was weißt du denn?"

„Besinnst Du Dich auf den alten Großonkel aus Berlin, der einmal hier zum Besuche war?“

„O ja . . . die Mumie!“

„Mit dem merkwürdig langen Gesichte, das unten in der hochgethürmten, weißen Cravatte versank. Ich habe ihn mehrmals besucht; ich liebe die reichen Leute, die keine Familie haben; es bröckelt bisweilen etwas von ihnen ab, das uns in den Schooß fällt.“

„Nun . . . und ist etwas für Dich abgebröckelt?“

„Nein, für mich leider! nicht; doch der Alte zog mich in's Vertrauen; er hat Röschen zu seiner Universalerbin gemacht; sein Rechtsanwalt hat es mir bestätigt. Das Mädchen wird steinreich; sie weiß es nicht, Niemand in der Familie weiß es.“

„Das paßt Dir wohl?“

„Natürlich! Die Werbung erscheint ganz uneigennützig und dann kommt der Goldregen hinterdrein; doch es reut mich fast, daß ich geplaudert habe.“

„Sei ruhig,“ sagte Klauber, „dergleichen Geheimnisse sind gut bei mir aufgehoben, weil ich sie

morgen schon wieder vergessen habe; doch einem solchen Goldkind gegenüber gehst Du nicht energisch genug vor."

„Ich werde," meinte Berning, indem er sich sein Schnurrbärtchen herausfordernd strich, „nächstens einen Sturmangriff wagen. Auf den Wunsch der Baroneß werde ich zweimal in der Woche herauskommen, um die Bibliothek zu ordnen. Das Fischchen soll bald an meiner Angel zappeln; doch seh' ich recht? Da kommt sie ja."

In der That erschien Röschen, ein Paket Bücher unter dem Arm, die sie auf den einen Tisch des Bibliothekzimmers legte, und grüßte die Herren freundlich, obschon sie über die Anwesenheit derselben etwas befremdet war. Die Stunde nahte, in welcher sich das Kränzchen hier versammeln sollte. Der Oberlehrer Berning aber war ihr in ihrer jetzigen Stimmung besonders unbequem: sie wußte, daß er schlimme Absichten auf ihr Herz und ihre Hand hatte; nach den Enthüllungen im Park aber war eine große Sehnsucht über sie gekommen, die ihr Herz dem Plan der Mutter gänzlich entfremdete und deren Ziel ihr jetzt nicht mehr so un-

erreichbar schien wie früher. Gleichwohl waren ihr, nachdem sie sich dem ersten Rausche des Glückes fast besinnungslos hingegeben, schwere Bedenken gekommen. Mathilde sollte wirklich dieses großen Besitzes verlustig gehen. Röschen begriff jetzt nicht wie sie sich so maßlos darüber hatte freuen können. Es war doch immerhin ein Unglück! Gab es da keine Hilfe? Immer wieder klopfte Röschen bei der alten Lore an. Konnte man den Gedankengang derselben in Fluß bringen, so wußte sie vielleicht Fingerzeige zu geben, welche einen Ausweg möglich machten. Am Abend des Tages, der auf die ereignißreiche Nacht folgte, hatte Röschen die alte Freundin des Hauses wieder in ihrem stillen Gemach besucht und alles aufgeboten, um ihr Gemüth in eine gewisse Erregung zu versetzen, durch welche sie vielleicht eher den Schlüssel zu den verborgenen Schätzen ihres Gedächtnisses fand. Laut, sehr laut und sehr eindringlich hatte Röschen mit der Alten über Mathildens peinvolle Lage gesprochen, wenn diese, vielleicht einer andern Liebe folgend, sich nicht für Felsen erklären würde. Da war Lore verständnisinnig gefolgt; hatte die Brille auf die Stirn

gerückt, sich eine Thräne abgetrocknet, dann den Strickstrumpf auf den Tisch gelegt und die Hände gerungen; dann nach einer stummen Pause begann sie, indem sie mit ihren Gespensteraugen starr vor sich hinblickte:

„Diese Nacht . . ich war halbwach; ich wußte nicht, ob ich träumte oder wachte! Da kam über mich ein merkwürdiges Erinnern. Ich sah mich wieder als Mädchen; der Großvater saß in dem großen Familienlehnstuhl; er spielte mit den Quasten desselben; ich besinne mich ganz genau auf das, was er sagte. Er sprach von einer alten Urkunde, einer Successionsordnung, die in Vergessenheit gerathen sei, weil die Väter zwei Jahrhunderte hindurch regelmäßig den erstgebornen Söhnen ihr Erbe hinterlassen hätten; doch sollte einmal kein Sohn vorhanden sein, dann trete sie wieder in Gültigkeit."

Und auf die Frage Röschens, wo diese Successionsordnung sei, wußte Lore nicht zu antworten. Das Archiv enthalte nicht zahlreiche Urkunden, das habe man schon einmal durchsucht und nichts gefunden. Archiv, Archiv . . ." Lore war ganz nachdenklich geworden; über das Archiv stolperten

ihre Gedanken immer von neuem; doch auf einmal . . . es war wie mit einem Ruck, von dem etwas in ihrem Kopfe aufsprang . . . auf einmal kam wie ein Gespenst aus dem Abgrunde von fünfzig Jahren ein anderes Wort emporgestiegen auf ihre Zunge: „Bibliothek?" Hatte der Großvater nicht von der Bibliothek gesprochen? Sie sprach es mehrmals leise vor sich hin und griff dann wieder zum Strickstrumpf.

Röschen hatte das Wort erfaßt mit ganzer Seele; doch ihr fehlte die Zauberlampe und die rettende Losung: „Sesam, öffne Dich!" Wer sollte unter diesen tausend Bänden den rechten finden? Gleichviel . . . sie wollte nicht ruhen, nicht rasten Tag und Nacht! Sie hatte ja einen mächtigen Bundesgenossen . . . ihr Latein! Jetzt erschien ihr die Bibliothek geheimnißvoll verzaubert, ein Orakel, dem sie die Zunge lösen sollte.

Deshalb war ihr Berning's Anwesenheit doppelt peinlich; sie machte kein Hehl daraus, daß dies Bibliothekzimmer jetzt ihr und ihren Freundinnen gehöre, die mit Erlaubniß der Freiin Mathilde hier ihr Kränzchen abhalten wollten. Lehrer Klauber

packte die Bücher eilig unter den Arm und gewann so rasch wie möglich die Thüre. Berning folgte ihm, doch er drehte sich, als Klauber schon draußen war, plötzlich um:

„Ein Wort noch, Fräulein Röschen."

„Sie erschrecken mich," sagte Röschen.

„Darf ich sie zur Vorsicht mahnen?"

„Bin ich denn so unvorsichtig?"

„Der Baron von Felsen nähert sich Ihnen in auffallender Weise. Sie sind die Tochter meines Directors und ich nehme Antheil an Ihnen. Felsen ist gebunden, und wenn er mit Ihnen tändelt, so leidet ihr guter Ruf; denn zu einem beiläufigen Liebesabenteuer . . ."

„Darf ich mich nicht," fragte Röschen, „mit einem alten Bekannten unterhalten? Wer will mir deshalb einen Makel anhängen?"

„Die Welt, die böse Welt!"

„Wohl die guten Freunde, Herr Doctor . . .?"

„Ich nicht, gewiß nicht," sagte Berning, „ich sehe darüber hinweg, obschon mir ihr Wohl und Wehe ganz besonders am Herzen liegt!"

„So schützen Sie mich vor jenen guten Freun=

den, die nicht darüber hinwegsehen; vertheidigen Sie mich ritterlich."

„Das will ich, Fräulein Röschen! Wie glücklich wäre ich, wenn Sie mir ein größeres Recht dazu gäben."

„Bedarf es eines Rechtes, wenn man eine Pflicht erfüllen soll?"

„Sie mißverstehen mich," sagte jetzt Berning, indem er eine feierliche Miene annahm, „erlauben Sie mir ein offenes Wort! Mit schweigendem, wachsendem Antheil folge ich Ihnen schon lange auf ihrem Lebenswege. Daß Sie gelehrter Bildung nachstreben, hat Ihnen mein Herz gewonnen; Ihre Anmuth entzückt mich; wozu die vielen Umschweife? Sie dürfen nur einem Manne der Wissenschaft ihre Hand reichen; ein anderer würde Sie nicht verstehen, würde das für eitlen und müßigen Kram halten, was ich so hoch zu schätzen weiß. Wollen Sie die Meine werden?"

„Ihr Antrag ehrt mich," erwiederte Röschen nicht ohne Rührung, „ich bin ein armes Mädchen und ein thöricht Kind dazu. Ernsten Männern mag es lächerlich erscheinen, was ich thue und treibe,

doch Ihnen nicht ... ich nehm's wenigstens an, da Sie mich heirathen wollen."

„Wie könnten Sie überhaupt denken ..."

„Doch ich bedaure, ich muß ihren Antrag ablehnen, so sehr ich Ihnen dafür dankbar bin."

„So rasch, so plötzlich, so ohne Bedenken —"

„Es ist besser so; sehen Sie, Herr Berning, wir passen nicht zusammen!"

„Ich glaube doch, daß wir nebeneinander ..."

„Ganz stattlich durch's Leben wandern würden. Es ist wahr, das Format paßt und der Zollstock macht keine Einwendungen. Es ist dies gar nicht so gleichgültig, und wenn mein riesenlanger Cousin mit seinem Duodezfrauchen angewandelt kommt, so denke ich immer: es ist eine Puppe, die ihm aus der Hand gefallen ist."

„Ich meine," warf Berning ein, „daß gleiche Bildung und gleiches Streben den häuslichen Heerd in seltener Weise verschönern."

„Den häuslichen Heerd? Das eben ist's! Dafür werden Sie wenig Sinn haben, Herr Doctor! Das alles ist für Sie Asche, aus der Sie keinen Funken blasen werden. Sie wollen hoch hinaus;

ich will im stillen Nestchen sitzen bleiben. Sie wollen in der Welt herumrumoren und mit Recht! Die große Welt ist für Sie, dort können Sie Eroberungen machen, Sie sind ein schöner Herr! Der Spiegel sagt es Ihnen, das Echo der Gesellschaft — und ich will's Ihnen auch sagen, da Sie es gewiß gern hören."

„Sie halten mich für eitel?"

„Nein, nein! Doch wir müssen alle verbraucht werden, wie wir sind, und Sie sind einmal für das Glänzen bestimmt. Ich würde an Ihrer Seite nur das verlassene Aschenbrödel sein. Und dann . . . mein Herz ist nicht mehr frei."

„Also doch," rief jetzt Berning, in dem es schon lange vor innerer Wuth kochte, bei der unverhofften, bedingungslosen Ablehnung; „der Baron hat dort seinen Einzug gehalten, freilich nicht mit klingendem Spiel, denn das darf er ja nicht . . ., gewiß durch ein Hinterthürchen, solch ein weltfremdes Rendezvous in aller Stille. Niemand darf davon wissen; denn er ist ja der officielle Freier, Bräutigam und zukünftige Gatte der Baroneß."

„Herr Berning," rief jetzt Röschen aufbrausend.

„Wenn Sie redliche Bewerber zurückweisen, so mag die Welt wenigstens erfahren, daß Sie einer unerlaubten Liebe nachgehen. Ihr Vater soll es erfahren und an die große Glocke will ich es hängen; das soll Bimbam! durch unser Städtchen ausgeläutet werden. Mit dem Korbe, den ich von Ihnen erhalten, werde ich auf den Markt gehen und Schimpf und Schande für Sie einkaufen."

„Das falle auf Sie zurück, Herr Berning," rief Röschen. „O wie gut hat mich mein Herz berathen, als es sich von Ihnen abwandte; jetzt seh' ich, Sie sind voll arger Tücke! Verlassen Sie mich! Ich habe ein Recht dies zu verlangen; es ist ein kecker Hohn gegen mich, wenn Sie bleiben. Quousque tandem, Catilina — wie lange wollen Sie meine Geduld mißbrauchen? Gehen Sie, gehen Sie!"

Berning stand da, hochroth vor Zorn zugleich und vor glühendem Begehren; denn Röschen in ihrer Aufregung erschien ihm schöner als je.

„Wir sind hier unter uns und ohne Zeugen," sagte Berning vertraulich näher tretend, „und da Sie ja Ihre Gunst bedingungslos zu verschenken

gewohnt sind, so will ich nicht ganz leer ausgehen und für das versagte Glück langer Jahre mich trösten durch das geraubte Glück eines Augenblickes. Einen Kuß, mein Herzchen, werden Sie mir nicht versagen; es ist zwar kein Brautkuß, doch auch andere Küsse sind nicht zu verachten."

Nicht mit dem Ungestüm der Leidenschaft drang jetzt Berning auf Röschen ein, sondern mit dem kalten Hohn, der die herzhafte Ueberlegenheit des Mannes dem kleinen Mädchen fühlbar machen wollte; doch sie sträubte sich tapfer gegen den aufgedrungenen Kuß. Sie rief nicht einmal um Hülfe; doch diese war ihr näher als sie hoffen durfte. Felsen, welcher Mathilde aufsuchte und dem man gesagt hatte, sie sei in der Bibliothek bei Röschen, war zur rechten Zeit eingetreten, um den Oberlehrer energisch zur Ordnung zu rufen.

„Ich trete gern zurück," sagte dieser rasch gefaßt mit dem Spott, der seine beste Waffe war; „ich weiß, daß Sie hier den Vorrang haben. Ich sehe mein Unrecht ein und thue feierliche Abbitte; ja ich mach' es wieder gut, indem ich schleunig das Feld räume. Die in der Luft schwebenden Küsse

werden jetzt wie Schmetterlinge die rechten Blumen finden."

Als Berning die Bibliothek verlassen, stammelte Röschen einige Worte des Dankes; sie war verlegen, Felsen gegenüber; sie wußte ja jetzt, daß Mathilde ihn nicht liebte; sie hatte die Sicherheit der Abwehr verloren und empfand es doch immer, wie ein leises Unrecht, wenn sie das Hangen und Bangen ihres Herzens verrathen und Felsen's Werbung ermuthigen sollte.

„Was wollte der Unverschämte?" fragte der Baron, der seinen Zorn über die höhnischen Worte Berning's kaum zu bemeistern vermochte.

„Nichts weiter . . . gar nichts," sagte Röschen, zu Boden blickend, „er hat blos um meine Hand angehalten."

„Das ist für den Anfang genug; doch er drängte sich Ihnen gewaltsam auf."

„Erst als ich ihm einen Korb gegeben! Das gefiel ihm nicht, gar nicht . . . und da wurde er dreist und immer dreister . . ."

„Warum gaben Sie ihm einen Korb, Röschen?"

„Ja, das hat mehrere Gründe," sagte Röschen,

indem sie schalkhaft aufblickte; „ein solcher Korb läßt sich leichter flechten als auseinandernehmen und auseinandersetzen . . . und doch . . . wozu das viele Kopfzerbrechen? Ein Grund genügt: ich lieb' ihn nicht!"

„Und doch," versetzte Felsen, „ist es, wie ich höre, der Wunsch Ihrer Eltern, daß Sie Bernings Frau werden."

„Ja, man will mich eben verheirathen. Das Heirathen ist einmal Mode und man muß die Mode mitmachen. Erwachsene Töchter . . . das ist keine Waare, die man lange auf Lager halten will. Und dann ist der Doctor Berning ja ein Mann, der Carrière machen wird, und Carrière ist doch die Hauptsache. Auch sagen sie, er sei ein schöner Mann. Und das macht sich gut bei der Hochzeit. Da stehen die Leute herum oder lungern herum in den Kirchenstühlen und flüstern: „ein hübsches, ein stattliches Paar!" Ich spreche ja nicht von mir; ich weiß ja, daß ich weder hübsch noch stattlich bin, sondern ein kleines, wunderliches Blümchen, gerade gut genug, um in das Herbarium der Ehe gepackt zu werden."

„Nun, und was haben Sie gegen Berning?“

„Bisher war er mir gleichgültig; jetzt ist er mir widerwärtig; er ist heimtückisch und zudringlich; ich zerbreche mir nur den Kopf, warum er mich liebt.“

„Es giebt größere Räthsel in der Welt,“ meinte Felsen lächelnd.

„Er ist ein habsüchtiger und ehrgeiziger Mensch und ich bring' ihm weder Hab und Gut, noch besondere Ehre ins Haus.“

„Er liebt Sie, weil Sie eben liebenswürdig sind.“

„Ihm gegenüber bin ich's nie gewesen.“

„Weil Sie hübsch und reizend sind . . .“

„Ach nein! Mir wird hier so bang zumuthe. Die Bücher sehen mich alle so verwundert an, weil ich mich nicht um sie kümmere, und mir ist doch nur wohl, wenn mich eine Staubwolke von Gelehrsamkeit umgiebt.“

„Die Göttin in der Wolke?“

„Ich darf das nicht hören; ich kann das alles nicht hören; ich will studiren, nur studiren. Da ist mir wohl, da hab' ich Frieden und Ruhe. Niemand

soll bei mir anklopfen, Niemand . . . ich rufe nicht herein!"

„Und wenn Gott Amor anklopft?"

„So mag er draußen bleiben!"

„Der fliegt durch's Schlüsselloch. Werfen Sie die Bücher beiseite, Röschen! Das ist ein weiblicher Sport, der Ihnen nicht schön zu Gesichte steht. Ein reizendes Kind . . . und diese alten Scharteken. Das „amo“ conjugirt sich besser in einer blühenden Laube beim Mondschein, und ein einziger Optativ erschöpft die ganze Syntax der Liebe. Sie sind ein Dornröschen; eine dichte Hecke mit alten klassischen Dornen muß der Prinz überwinden, der Sie aus Ihren gelehrten Träumen wecken, der Sie zum Leben wachküssen will; doch der Prinz wird kommen, er ist da."

„Nein, nein," rief Röschen, „sie ist nicht gefangen, sie schlummert nicht; sie wacht mit großen Augen, und wenn der Prinz kommt . . . husch, husch ist sie durch die Hecke entsprungen. Ich darf hier nicht bleiben," fügte sie forteilend hinzu, „nicht allein mit Ihnen! Ich muß meinen Freundinnen

entgegenfliegen. Doch Ihnen will ich's beichten: ich fürchte mich vor dem Prinzen."

Mit stiller Freude blickte Felsen der Enteilenden nach: er hatte die feste Hoffnung, daß er sein fliehendes Glück sich einfangen werde. Und den ersten entscheidenden Schritt dazu wollte er sogleich thun, sich mit Mathilden aussprechen, ihr Todesurtheil, wie er meinte, ihr verkündigen. Es war ihm schmerzlich, seines Vaters Wunsch nicht zu erfüllen, eine liebe Verwandte um ihr Erbe zu bringen; doch er konnte nicht anders, er mußte der Stimmung seines Herzens folgen.

Nun erschien auch Mathilde: sie wollte Röschen mittheilen, daß nach dem Kränzchen eine Erfrischung für die jungen Damen in der Jasminlaube bereit stehe. Sie war befremdet, statt Röschen den Baron hier zu finden; doch auch sie wünschte schon längst eine Auseinandersetzung mit ihm, und sie beschloß jetzt, sich ein Herz zu fassen. Sie fürchtete, er werde sie hier mit einer Liebeserklärung überraschen; er sah ihr bedrohlich aus . . . lag doch noch der Widerschein der beglückenden Begegnung mit Röschen auf seinen Zügen. Jeder zögerte indeß, das

entscheidende Wort zu sprechen, und so begann die Unterhaltung mit gleichgültigen Bemerkungen über die Bibliothek, welche wiederum durch einige Kunstpausen unterbrochen wurden, bis sich denn Felsen ein Herz faßte, mit einem kühnen Anlaufe vom Testament zu sprechen anfing und sich todesmuthig in medias res stürzte.

„Dein Vater,“ sagte er, „hat dringend gewünscht, daß wir uns heirathen.“

„Er hat das oft genug ausgesprochen,“ versetzte Mathilde kleinlaut.

„Und hat Dich Deiner Güter beraubt, wenn es nicht geschieht.“

„Er wollte sie der Familie erhalten sehen . . .“

„Wir sollten uns,“ meinte Felsen, „also eigentlich heirathen.“

„Eigentlich, ja!“

Wiederum trat eine Pause ein, und der Baron hielt es jetzt für seine Pflicht, die bittere Pille, die er seiner Cousine überreichen wollte, möglichst zu verzuckern; sie aber war durch sein Lob empfindlich berührt; denn sie sah darin nur das Präludium zu einer darauf folgenden Liebeserklärung.

„Du bist ganz dazu geschaffen, einen Mann glücklich zu machen; Du bist jung und schön, Du hast Geist . ."

„Nur zum Hausgebrauch."

„O nein, Du könntest in jedem Salon damit glänzen; es ist ein frischer, ursprünglicher Geist, nichts Angelerntes."

„Ich bitte Dich . . . halt' ein mit Deinem Lobe!"

„Und dann . . . Dein Charakter ist durchaus selbständig; mit kühner Freiheit gestaltest Du Dir Dein Leben. Die alten Basen mögen Dich schelten; ich liebe den unabhängigen Sinn, der sich nicht ängstlich um das Hergebrachte kümmert; ich liebe das Weib, welches ritterliche Übungen pflegt und mit schönem Mute allen Gefahren trotzt."

„Du willst mich eitel machen; ich kann in diesem geschmeichelten Bilde nicht mein armes Selbst wiedererkennen! Es ist Deine Herzensgüte, die sich an der Freude der anderen freut und Allen gern Verbindliches sagt."

„Ich sage immer nur die Wahrheit."

Um dem unvermeidlichen späteren Geständnis

das Abschreckende zu nehmen, fuhr jetzt Mathilde fort, Felsen's Lob zu singen: „Man rühmt Deine Uneigennützigkeit, Deine Hingebung für das allgemeine Wohl, Deine glänzende Beredtsamkeit, Dein festes Auftreten, Dein männliches Wesen."

Der Baron sah in diesen Lobsprüchen nur die Schlinge, die ihm seine Cousine über den Kopf zu werfen suchte, um ihn an sich zu fesseln.

„Glaube das nicht," sagte er ablehnend; „wenn ich ein selbstleuchtender Körper bin, so leucht' ich nur von ferne; in der Nähe bin ich sehr dunkel, ganz ungenießbar. Ich bin heftig und leidenschaftlich im öffentlichen und im Privatleben; ich denke eben so sehr an mich, wie an das allgemeine Wohl und habe eine Peinlichkeit in kleinen Dingen, die alle zur Verzweiflung bringen muß."

„Auch ich muß alles Lob ablehnen," sagte jetzt Mathilde; „ich bin launenhaft bis zur Unerträglichkeit; meine Vorliebe für den Sport macht mich zu einer Art von Mannweib; ich bin wankelmütig in meinen Neigungen; ich sehe nur im Reitkleid erträglich aus; im Negligee bin ich so unhäuslich, so abschreckend . . ."

„Ganz wie ich im Schlafrock!“

„Ich bin eine verdorbene Kunstreiterin.“

„Und ich ein verdorbener Premierminister.“

Erschöpft von dem Eifer, sich selbst in den Schatten zu stellen, machten die Beiden jetzt eine längere Pause. Sie maßen sich eine zeitlang mit fragenden Blicken; dann blätterte Mathilde in den Klassikern, die auf dem Tische lagen und Felsen trat an das Fenster der Bibliothek und sah zerstreut auf die Bäume des Parkes, die sich im Winde pagodenhaft verneigten. Dann schien er einen Entschluß gefaßt zu haben; er näherte sich seiner Cousine mit den Worten:

„Ich muß Dir ein Bekenntniß machen, Mathilde!“

„Laß' mich mit dem meinigen vorausgehen“, sagte diese.

„Bei schwierigen Fragen ist es Sache des Mannes, zuerst in's Feuer zu rücken!“

„Doch wenn Du mich erschreckst . . .“

„Das ist wohl möglich, doch es muß sein. Ich weiß, daß Du ein Recht hast, mir zu zürnen.“

„Das pflegen wir Mädchen sonst in solchen Fällen nicht zu thun.“

„In welchen Fällen?“

„Nun, wenn man um unsere Hand anhält.“

„Du erwartest einen Antrag; Du hast ein Recht dazu. Das Testament verpflichtet mich, bindet mich in meinem Gewissen.“

„O wenn Du erst Dein Gewissen mobil machst . . . eine Liebe aus Gewissenhaftigkeit . . .“

„Wir sind nahe Verwandte!“

„Pah . . . Cousin und Cousine! Das taugt nicht.“

„Ich liebe Dich aufrichtig, Cousine!“

Jetzt empfand Mathilde doch einen leisen Schreck.

„Ich gönne Dir alles Gute,“ fuhr Felsen fort; doch . . . thu' mir den einzigen Gefallen, liebe mich nicht, hasse mich, verabscheue mich!“

„Was ist das?“ rief Mathilde erstaunt.

„Ich liebe Dich als meine reizende Cousine; doch ich kann keine testamentarische Heirath schließen, es ist gegen meine Grundsätze!“

Jetzt jubelte Mathilde laut auf in ihrem

Herzen; doch verbarg sie schalkhaft ihre Freude und ließ ihrer überströmenden guten Laune frei die Zügel schießen, indem sie eine entrüstete Miene annahm.

„Und das sagst Du mir so ruhig in's Gesicht, als wenn Du mich bei einem Tanze sitzen ließest . . wohl weil Sie anderweitig engagirt sind, mein Herr? Kann man ein Weib tödtlicher kränken, als wenn man seine Hand ausschlägt? Das muß das sanfteste Hirtenmädchen in eine Megäre verwandeln; denn damit sagt man ihr: Du bist reizlos, Du bist ein verfehltes Weib, eine verpfuschte Creatur, unwerth, unter Gottes Himmel zu wandeln."

„Aber höre mich doch, Mathilde . . ."

„Das ist schon schlimm genug, wenn auch sonst kein Gewicht in die Wagschale fällt; doch es wird empörend und unritterlich, wenn man ein Mädchen hinausstößt in Not und Elend, wenn man ihm sein väterliches Erbe verkümmert, wenn die Hand, die man zurückzieht, zugleich die rettende Hand ist in den Stürmen des Lebens . . . o das ist grausam, das greift an's Herz."

„Du sollst selbst richten, Mathilde! Willst Du

meine Hand ohne mein Herz? Ich fühle mich schuldig Dir gegenüber; in schlaflosen Nächten habe ich mit dem Entschlusse gerungen . . ."

„Nur keine bösen Träume," rief jetzt Mathilde mit ausgelassenem Frohlocken, „nur keine Armensündermienen. Einziger, lieber Vetter! Siehst Du denn nicht, wie glücklich ich bin? Die Welt dreht sich mir im Kreise! Laß Dich umarmen! Ich mag Dich ja auch nicht!"

„Wie köstlich sich das trifft."

„Ich liebe einen Andern; ich denke gar nicht an Dich: Du bist mir höchst gleichgültig."

„Wie mich das freut!"

„Und auch bei Dir ist's nicht recht richtig, Vetterchen! Nun einen herzhaften Kuß in Ehren! Wir haben beide Entschädigungsansprüche wegen des geraubten Brautkusses. Das verlangt prompte Auszahlung . . . dann sind wir quitt!"

Als die beiden Glücklichen in ihrer Freude gerade damit beschäftigt waren, durch prompte Auszahlung das Conto ihres Herzens von jedem Debet für alle Zeiten zu entlasten, trat Graf Bergheim in die Bibliothek, der hier das Kränzchen zu finden

hoffte, dessen Mitglied er geworden, und der durch das Bild zärtlicher Hingebung, das sich seinen Augen darbot, nicht wenig überrascht wurde.

„Bravo, Bravo!“ rief er, „Alles in Ordnung! Gratulire, gratulire! Ich komme ganz zur rechten Zeit und werde gleich anspannen lassen, denn hier ist meines Bleibens nicht.“

„Sie irren, lieber Vetter,“ versetzte Felsen, „das war nur ein Abschiedskuß!“

„Ein Abschiedskuß?“

„Den sie nach Verdienst taxiren mögen; denn er sichert Ihnen alle Güter, auf die wir verzichtet haben.“

„Das sollte mir leid thun,“ sagte der Graf mit aufrichtigem Bedauern, „unmöglich!“

„Auf mein Wort,“ versetzte Felsen;“ der Kuß war nur der Ausdruck unserer Freude darüber, daß wir uns nicht lieben.“

„Seltsam,“ meinte der Graf, „das eröffnet ja erfreuliche Perspektiven für die ungeliebten Männer. Das sind Chancen, von denen ich sehr viel profitiren könnte.“

„Und dieser Kuß war zugleich das Zeichen,

daß meine Cousine mir vergeben hat. Ich räume Ihnen jetzt das Feld — auf Wiedersehen, liebe Mathilde!"

Felsen verließ das Bibliothekzimmer mit dem leichten Schritte eines Mannes, dem ein schwerer Stein vom Herzen gefallen ist. Weniger behaglich war dem Grafen zumuthe: er sah sich ganz plötzlich in eine Lage versetzt, die seiner Phantasie bisher mehr im Dufte der Ferne erschienen war; er mußte den Plan ausführen, den ihm sein point d'honneur eingegeben hatte und der auch den Wünschen seines Herzens entsprach; aber er war in Verlegenheit, wie er die erste Parallele eröffnen sollte, um das Herz der schönen Mathilde zu erobern.

„Erlauben Sie mir die Bemerkung," begann er, „daß Sie ein wenig rasch und leichtfertig zu Werke gegangen sind. Dieser junge Mann hat vielleicht zufällig eine kleine Herzensaffaire, sagt sich von allen Verpflichtungen gegen Sie los . . . und Sie in Ihrer thörichten Großmuth . . . o ich kenne das . . ."

„Billigen Sie diesen Stolz nicht? Soll eine Freiin von Bergheim sich fortwerfen?"

„Nein, allerdings nicht! Doch in solchem Falle temporisirt man; man sucht Zeit zu gewinnen. Einer vielleicht vorübergehenden Neigung bringt man nicht solche unglaubliche Opfer."

„Sie wissen, daß das Testament selbst mir einen Termin gestellt hat, der bald abgelaufen ist. Wär' ich auch eine bessere Diplomatin als ich bin; ich kann hierin nichts ändern."

„Sapperlot . . . das ist wahr! Das fatale Testament! Und so wär' es jetzt entschieden?"

„Unwiderruflich," versetzte Mathilde, „ich begnüge mich mit meinem kleinen Vermögen; die Güter fallen Ihnen zu."

„Ein so schöner großer Besitz! Ich möchte schamroth werden. Das steigt mir etwas zu Kopfe! Die verwünschte kleine Hexe!"

„Von wem sprechen Sie?"

„Nun, ich weiß, da ist ein kleines Wesen mit großen Augen, das den Baron so zur Unzeit verzaubert hat. Man sollte sie auf einem Scheiterhaufen verbrennen mit all' ihren lateinischen Scharteken."

„Sie meinen Röschen?"

„Das Unheil ist einmal geschehen. Was ist zu thun? Sie müssen mich mit feindseligen Augen betrachten, liebe Cousine! Seh' ich nicht aus wie ein Straßenräuber? Ich möchte mich mit einem rothen Mantel drapiren und einen Dolch im Gewande tragen."

„Sie sind unschuldig an Ihrem Glücke; ich gönne es Ihnen von ganzem Herzen und bin weit davon entfernt, Sie zu hassen oder zu beneiden."

Der Graf fühlte sich ermuthigt durch Mathildens Liebenswürdigkeit; doch ein Blick auf seinen profanen Sommerrock wirkte wieder herabstimmend auf ihn; er bedauerte, daß er keinen besseren Rock angezogen hatte, nicht ein Paar weiße Handschuhe bei sich trug; er kam sich gar so alltäglich vor und ein feierlicher Augenblick stand vor der Thüre.

„Haben Sie etwas verloren, Vetter?" fragte Mathilde, die seine Verlegenheit bemerkte.

„Ich glaube fast, die Courage!"

„Und wozu brauchen Sie dieselbe?"

„Das sollen Sie bald erfahren. Zunächst eine Frage: glauben Sie, daß ein Mann in meinen Jahren Liebe erwecken kann?"

„Die Männer haben gar kein Alter; dergleichen ist nur für uns Frauen. Denken Sie nur an Anakreon und Goethe!“

„Das waren Dichter.“

„Auch alte Männer, die nicht Dichter waren, haben junge Frauen gefunden.“

„Wollen wir freundlich zu einem ganz speciellen Falle übergehen. Dieser specielle Fall bin ich selbst. Glauben Sie, daß ein junges Mädchen mich lieben könnte?“

„Sie gehören doch nicht zu den Greisen, die mit dem Kopfe wackeln.“

„Dies Lob ist nicht gerade sehr beruhigend. Auf hohen Bergen, wenn sie auch nicht die Schneelinie erreicht haben, fehlt der Schatten, giebt es keine hochragenden Bäume, keine duftigen Blumen mehr. Sehen Sie die Tonsur auf meinem Kopfe: das geht schon über das Erlaubte hinaus; das ist mehr als ultramontan! Und dann . . . es will nicht mehr recht vom Flecke; ich bin kein Tänzer, kein Läufer, und tauge nur für eine Brunnenpromenade.“

„Junge Frauen wollen nicht laufen, nicht springen . . . nur promeniren.“

„Doch das ist alles Nebensache,“ fuhr der Graf fort; „wer aber einige vierzig Jahre hinter sich hat, dem macht das Leben schon ein süßsaures Gesicht. Ein ganzes Bündel von Illusionen hat er bereits abgeworfen; in seinem inneren Haushalt giebt es lauter zerbrochene Töpfe. „Der hinkende Bote kommt nach,“ sagt das Sprichwort. Das Alter ist ein solcher hinkender Bote. Alles was die Jugend vergessen hat und liegen ließ, den ganzen Trödel bringt es herbeigeschleppt; darunter befindet sich auch das Gewissen . . ., es kommt nachgelaufen wie ein bellender Hund. Man giebt ihm gelegentlich einige Fußtritte, doch das hilft nicht viel.“

„Sie malen mit sehr schwarzen Farben.“

„Und nun . . . die Liebe! Man kann ja noch ein Weib auf Händen tragen; ich selbst fühle mich stark genug dazu. Solch ein junges Herz aber schlägt zum erstenmale glühend und heiß; ein einziges Bild erfüllt es ganz . . . und man kommt mit einem Herzen, das wie eine Wirthsstube austapeziert ist mit lauter verblichnen, vollgeklecksten Bildern. Der ganze Kram ist nur einige Pfennige werth; aber er nimmt den Platz fort für das neue, schöne,

einzige Bild. Kann ein solches Wrack noch einmal unter Segel gehen und die Fahne der Liebe tragen?"

„Ich bin nicht so thöricht, Sie zu ermuthigen," versetzte Mathilde. „Ein Mann von Geist und Erfahrung ist jungen Mädchen stets gefährlich; leider! hat sogar ein alter und unbußfertiger Don Juan mehr Chancen als ein glattwangiges Bleichgesicht, dem die Schüchternheit seiner zwanzig Jahre aus allen Poren blickt. Sie sehen sich selbst mit zu ungünstigen Augen an; Sie erlauben mir wohl, besser von Ihnen zu denken. Sie sind tapfer, edel und, wie ich hoffe auch weise."

„Trostreiche, schöne Worte", sagte der Graf; „doch Sie beschwören das Verhängniß über Sie herauf. Kürze ist ja die Seele des Witzes; ich will mich kurz fassen; ich bitte um Ihre Hand!"

„Sehr ehrenvoll," sagte Mathilde, fast erschrocken, „doch darauf war ich nicht gefaßt."

„Kurz und gut," wiederholte der Graf, „ich bitte um Ihre Hand. Sie haben mein Bild so schmeichelhaft retouchirt, daß ich's wagen kann. Sie wissen, Sie sind nicht die erste, die in meinem Herzen herrscht. Sie haben eine Reihe von Vor-

gängerinnen, doch Sie sollen die letzte sein; ich will Ihnen huldigen von ganzem Herzen; ich werde stolz auf Sie sein, wenn ich Sie am Arme führe: die erste wenigstens, die des Priesters Segen an mir festgehakt hat."

„Sie gehen zu weit in Ihrem Edelmuth."

„Ach! nicht der zehntausend Morgen wegen, die sich hier an meine Schuhsohlen hängen, möchte ich die Krone des ganzen Besitzthums mit nach Hause nehmen. Ich leugne nicht, es würde mich freuen, Ihnen das alles wieder zum Hochzeitsgeschenke machen zu können; es würde mein Gewissen beruhigen und ich würde in den Spiegel sehen, ohne einen gewissen mißvergnügten Zug um meine Mundwinkel zu bemerken. Doch wegen eines Hochzeitsgeschenkes heirathet man nicht. Wenn Ihnen das alles zweifellos und bedingungslos gehörte: ich würde doch bei Ihnen anklopfen und alles ruhig mit dazu nehmen, auf die Gefahr hin, für einen eigennützigen Bewerber zu gelten, der nur freit, um Hab und Gut zu gewinnen. Das aber kann man mir jetzt nicht nachsagen."

„Geben Sie mir die Hand," sagte Mathilde,

„ich achte Sie, doch es steht in den Sternen geschrieben: ich kann Ihnen nicht angehören.“

„Da haben wir's,“ rief der Graf ärgerlich aus, „die schönen Redensarten! Jetzt, wo es die Probe gilt, stimmt das Exempel nicht. Ich bin Ihnen zu alt, zu verbraucht! Sagen Sie's gerade heraus; verabschieden Sie den Invaliden ohne jede milde Gabe!“

„Sie irren! Ich kann Ihnen so wenig gehören, wie ich Felsen gehören kann. Und aus demselben Grunde: mein Herz ist nicht mehr frei!“

„Das ist aber ein sehr dummer Streich von Ihrem Herzen; das kommt Ihnen theuer zu stehen.“

„Ich bin darüber getröstet,“ versetzte Mathilde, „und beichte Ihnen ein anderes Mal: doch jetzt vergeben Sie mir wohl. Ihr Spiel war nicht verloren, Sie kommen nur ein Tempo zu spät!“

„Sie sind gütig gegen mich,“ versetzte Bergheim, ihr die Hand küssend; „doch wenn ich den glücklichen Amoroso sehe, brech' ich ihm den Hals!“

„Vetter,“ rief Mathilde, indem sie warnend den Zeigefinger hob.

„Nichts für ungut . . . das ist nur so meine

Meinung. Solch ein Judas mit seinen Küssen, das ist der Schuldige! Der bringt Sie um Hab und Gut; daß er mir jetzt nicht in den Weg kommt! Und doch . . . meinen Segen haben Sie ja . . . und da muß ja der verwünschte Schlingel auch sein Theil davon haben. Leben Sie wohl! Ich muß Luft schöpfen und meinen Korb allein auspacken."

Noch einmal küßte der Graf seiner schönen Cousine die Hand: dann verließ er mit stolzer Haltung das Zimmer. Und doch schmerzte ihn die kleine Niederlage, die er hier als Brautwerber erlebt hatte, mehr, als ihn die große Kunde erfreute, daß ein so vielbeneidetes Besitzthum in seine Hände gefallen sei.

Mathilde stand lange Zeit nachdenkend: mit ihrer Familie war sie quitt. „Brave liebenswürdige Männer," dachte sie, „doch ich kann nur einer Liebe folgen."

Da wurde es im Vorsaal und auf der Treppe laut: ein Sprechen und Rufen, ein Springen und Tappen, ein Lachen und Kichern: das gelehrte Kränzchen war im Anmarsch. Mathilde begrüßte die jungen Damen aufs verbindlichste; sie bedauerte,

nicht gelehrt genug zu sein, um sich an ihren Studien betheiligen zu können, und theilte ihnen mit, daß unten in der Jasminlaube Stachel- und Johannisbeeren auf sie warten würden, wenn sie Horaz und Virgil zur Genüge genossen hätten.

Als die Schloßherrin die Bibliothek verlassen hatte, begann's darin lebendig zu werden: ein Summen und Surren, wie wenn ein Bienenschwarm sich auf Blüthen niederläßt. Die jungen Damen waren über das „nil admirari" noch nicht hinaus: sie wunderten sich über die vielen Bücher; allerlei Frage- und Ausrufungszeichen standen in den niedlichen Gesichtern. Von einem Repositorium ging's zum andern; bald schwebte Gretchen hoch auf der einen Steigeleiter und Sabine auf der andern, und da kramten sie die Folianten und Quartos heraus, wogen sie in den Händen, wobei sie mühsam genug das Gleichgewicht bewahrten.

Gretchen gelang es, einige der dickſten die Leiterstufen herabzutragen; sie schleppte dieselben an den Tisch, um sich einen Sitz zurecht zu machen; sie wollte auf lauter Gelehrsamkeit sitzen. Sabine fand einige allerliebste niedliche Bändchen mit

Bildern; doch als Auguste und Lise dieselben sehen wollten, klappte sie die Deckel zu und rief: „Nein, nein! Das sind lauter garstige Bilder; dergleichen kann man nur ansehen, wenn man ganz allein ist!"

Inzwischen hatte Auguste unten ein interessantes Buch gefunden, das sie sich borgen und mit nach Hause nehmen wollte: es standen einige der alten Geschichten darin, aus denen Richard Wagner seine Opern macht. Und das wollte sie doch durchstudiren, um mitsprechen zu können.

Röschen hatte sinnend am Fenster gestanden und auf die rauschenden Parkwipfel hinausgesehen. Das Dornröschen kam ihr nicht aus dem Sinne .... was er nur damit meinte? Ein verzaubertes Röschen; ja das war sie; aber lieber wäre sie selbst eine Zauberin gewesen, deren Wink hier diese Quarto's, Folianten und Sedezbändchen gehorchten! Dann wäre das rettende Buch, das sie suchte, von selbst hervorgesprungen, wenn sie nur in die Hände geklatscht hätte. Jetzt verließ sie das Fenster, ging an all' den Repositorien vorüber, als trüge sie eine Wünschelruthe in der Hand; doch vergebens! Nur der Lärm der Freundinnen, die herauf- und her-

unterkletterten und die schweren Bücher aufeinanderfallen ließen, daß die hohen Wölbungen wiederhallten, tönte ihr in's Ohr.

Mißvergnügt rief sie jetzt zur Ordnung; die Freundinnen sollten sich um den Tisch herumsetzen; heute galt es die Wiederholung der Grammatikregeln.

„Ach die entsetzliche Grammatikstunde," seufzte Lise. Röschen begann mit einer Wiederholung der Declinationen, wobei einige merkwürdige Accusative und Pluralformeln dem Gehege der Lippen der jungen Damen entflohen. Die Lehrerin bemerkte mit Kopfschütteln, daß die Grundlage der lateinischen Weisheit sich durchaus nicht großer Festigkeit erfreute. Dann ging man zu den Hauptregeln über.

Gretchen, die stolz auf ihrem etwas wackligen Thronsitz saß, wußte wenigstens durch einen Reimvers, der in ihrem Gedächtnis haften geblieben war, zu imponiren:

„Was man nicht dekliniren kann,
Das sieht man als ein Neutrum an!"

„Für mich giebt's dann nur Neutra im Lateinischen," fügte sie achselzuckend hinzu.

Die Masculina auf „is“ machten den jungen Damen viel zu schaffen. Sabine bedauerte, daß sie nicht alle weiblichen Geschlechtes geblieben waren. Der so schön geordnete Reimvers wurde in lauter Trümmer geschlagen; jede junge Dame brachte ein Bruchstück herbei: die eine „piscis,“ die andere „axis,“ die dritte „pulvis.“ Sabine betonte mit vielem Nachdruck das Wort „finis“ und rief dann aus:

„Ach ja, finis, das ist das entscheidende Wort. In der That, Kinder, machen wir ein Ende! Wir sind heute gar nicht aufgelegt zur Gelehrsamkeit. Draußen liegt der Sonnenschein auf den Wipfeln.“

„Und die Stachelbeeren warten,“ fügte Lise hinzu.

„Machen wir noch ein Tänzchen im Zimmer herum,“ sagte Sabine.

„Dann werden,“ meinte Auguste, „die Mäuse aus ihren Löchern hervorkommen und mittanzen.“

„Die können inzwischen an den alten Büchern herumknabbern,“ versetzte Sabine.

„Ihr habt Recht,“ sagte Röschen, „mir selber kriechen heute die Buchstaben wie garstige Insecten

auf den Blättern herum. Die Welt ist voll Sonnenschein — tanzen wir!"

Und die ehrwürdigen Bücher sahen mit Erstaunen den profanen Reigen, der sich durch die bisher unentweihten Hallen bewegte und einen Staub aufwühlte, daß Lise in der Pause über einen Erstickungsanfall klagte und das Fenster aufriß.

„Spielen wir lieber etwas Ball mit den Büchern," meinte Sabine, welche an der Quelle, dem Repositorium, Posto faßte und die Freundinnen in gleichmäßigen Zwischenräumen aufstellte.

Zuerst griff sie nach den Sedezbändchen und warf sie den Gefährtinnen zu.

„Hier — die kleinen Kolibri's! Fangt!"

Dieser Fang ging ohne Mißgeschick ab; es war nicht schwer, die Sedez zu haschen.

„Jetzt kommen schon die Oktavbände," versetzte Sabine.

Das ging weniger glücklich von statten; Auguste ließ einen Band fallen und Gretchen, welche die letzte war, wußte nicht recht, wohin sie mit den gefangenen Bänden sollte.

„Wirf alles hinter Dich," sagte Sabine, „wie

Deukalion und Phyrrha die Steine! Sturmwedel ist unten . . . der kann nachher alles aufheben und Ordnung machen. Nun kommen die Quarto's . . . jetzt breitet die Schürzen aus, die sind zu schwer für Eure zarten Händchen."

Der erste Quarto kam schwerfällig herangeflogen, wie ein flügellahmer Maikäfer. Sabine warf zu kurz; er fiel dicht vor Röschen auf die Erde. Trotz der Mahnung Sabinens ihn liegen zu lassen, trat Röschen doch aus der Reihe hervor, um ihn aufzuheben. Denn sie hatte bemerkt, daß sich der Band im Fallen geöffnet und seine Blätter sich verbogen hatten. Die anderen rückten ehrgeizig in die Lücke; sie wollten es besser machen als Röschen, und in der That wurden auch einige Quartos aufgefangen. Doch bald jammerte Lise über die scharfen Klammern, die ihre Finger verletzten, und Auguste hatte sogar eine zerrissene Schürze zu beklagen.

„Unausstehlich!" rief sie aus, „ich fange nicht mehr! Nehmen wir die alten Scharteken, bauen wir eine Bastion, springen wir darüber wie Remus über die Wälle von Romulus."

Der Vorschlag fand Anklang; doch während

die anderen Mädchen die Quartos zusammentrugen, einen Folianten als Grundlage herbeiholten und über die Höhe der Bastion in einen ziemlich lebhaften Streit gerieten, stand Röschen, noch immer den aufgeschlagenen Band in den Händen, in höchster Erregung wie vom Blitz gerührt. Ihren eigenen Augen wollte sie nicht trauen; sie las und las immer wieder und heftiger klopfte ihr Herz. War sie eine Zauberin? Waren die unsichtbaren Geisterchen auf ihren Wink herbeigeeilt und hatten ihr alle Herrlichkeit der Welt zu Füßen gelegt? Sie rieb sich immer wieder die Augen. Da stand es ja mit großen Lettern: „Ordo successionis“, und es war die Erbordnung der Familie Bergheim vom Jahre 1603. Eine Sammlung aller Urkunden des Kreises . . . wie segnete sie ihr Latein! Sie las und las und verstand alles was sie las! Die Güter erben fort auf die Töchter, wie auf die Söhne, das kann kein Testament ändern . . . Mathilde bleibt reich, Felsen wird frei! Und da stand noch unten am Rande von der Hand eines Ahnherrn ein Hinweis auf das Schriftstück im Archiv, in einem verborgenen Fache hinter dem großen Bilde, das ein Knopf der

Tapete öffnete, eine gekritzelte Nachschrift mit kleinen Perlbuchstaben . . . wachte sie, träumte sie? Sie konnte sich vor Freude nicht fassen. Morgen war der Geburtstag der Freiin . . . das war ein Geburtstagsgeschenk!

Sie hörte traumverloren nicht den Zuruf der Freundinnen! Fest hielt sie das Buch umklammert, als könnte es wie irgend ein Spuk in den Lüften verschwinden.

„Was ist mit Dir, Röschen?“ rief Sabine.

„Komm', spring mit uns,“ sagte Auguste; „ich nehme noch einen Folianten mehr dazu.“

„Springen,“ rief Röschen, „o ja, so hoch Ihr wollt! Thürmt den Ossa auf den Olympos: ich springe darüber; denn ich bin selig wie die Götter droben; über alles Irdische hinweg trägt mich der Jubel meiner Seele!“

Und so flog sie mit einem kühnen Sprung über die Foliantenburg; die anderen folgten ihr nach; nur Lise stolperte und fiel.

„Das ist die Strafe für Dein schlechtes Latein,“ rief ihr Röschen ausgelassen zu; „für eine gute

Lateinerin giebt's keine Hindernisse. Sie erobert sich die Welt und das Herz des Geliebten."

Und während der wilde Schwarm die Treppe herunterstürmte, begab sich Röschen in ihr Zimmer, wo sie den unersetzlichen Quarto fest im Schube verschloß. Abends wollte sie ihn wieder herausnehmen, noch einmal Wort für Wort bei der Lampe durchstudiren . . . und morgen . . . es sollte der schönste Tag ihres Lebens werden.

Siebentes Kapitel.

Der Geburtstag der Freiin Mathilde, ein stiller Sonntag, war so licht und sonnenhell, wie es für einen doppelten Festtag sich ziemte. Juwelenkränze mit funkelnden Regenbogen bildete der Thau auf den Wiesen; durch die hohen Wipfel ging kein Rauschen; andächtig still lag der Park. Desto lauter ging's im Schlosse zu: an allen Thüren wurden Blumenguirlanden festgehämmert; alle dienstbaren Geister und auch die Knechte des Wirthschaftshofes waren in voller Thätigkeit. Für eine Illumination wurden die Ränder der bowling-greens mit Lämpchen versehen: so störten auch die festlichen Vorbereitungen den Naturfrieden des Parkes.

Ueberall, schon vom frühesten Morgen an, war Röschen thätig und geschäftig; alle fügten sich gern den Anordnungen des jungen Mädchens, das ebenso

viel Geschmack wie Energie zeigte und dessen liebliche Erscheinung die Herzen gewann. Je höher die Sonne stieg, desto freudiger wurde ihr ums Herz. Es war ja der schönste Tag ihres Lebens, an dem sie der Freundin ein fürstliches Geschenk machen wollte. Schön genug konnte das Schloß nicht bekränzt, der Park nicht illuminirt werden an diesem Tage; auf allen Höhen ringsum hätten des Abends Feuerwerke prasseln und weithin auflodernde Brände leuchten sollen zu Ehren der Herrin von Burgdorf, in deren Besitz die schönen Güter blieben.

Doch gerade Mathilde war heute wehmüthiger gestimmt, als dies sonst in ihrer Art lag; sie blickte traurig hinaus in den hellen Morgen; sie grüßte ja heute alles wie eine Scheidende. Und an jedes Fleckchen, an dem ihre Blicke hafteten, knüpften sich ja so liebe Erinnerungen. Die hochragende Esche vor dem Fenster, deren Wachsthum sie jahraus jahrein mit warmem Antheil beobachtet hatte, der Durchblick durch den Aushau des Parkes nach dem chinesischen Häuschen, der Stätte ihrer Begegnungen mit dem Geliebten, selbst unten der kleine Hühnerhof mit dem Kaninchenstall und dem Tauben=

schlag, wo sie so munter oft mit den geflügelten und ungeflügelten Geschöpfen gespielt hatte: das alles sollte sie jetzt missen, der Heimath beraubt durch des Vaters eigenen Willen, in die Ferne wandern. Dort am Horizont die Hügel im Sonnenduft hatten sie oft angelockt. Heute weckten sie keine Sehnsucht in ihr; heute war ihr das Nächste mehr als je ans Herz gewachsen.

Doch nicht lange vermochte Mathilde sich solchen Stimmungen hinzugeben; die frische Lebenslust, die sie beseelte, war allzu mächtig, der Spiegel, vor dem sie stand, während die Zofe ihr bei ihrer sommerlichen Toilette half, allzu freundlich und schmeichlerisch, als daß sie sich länger hätte schwärmerischen Gedanken hingeben können. Sie war ja schön und durfte sich am eigenen Bilde erfreuen; und diese Schönheit war nicht bestimmt zu verblühen, sondern sie sollte den Einzigen beglücken, den sie sich auserwählt hatte. Das Vollgefühl des Lebens erfüllte sie: was freigebig die Natur ihr verliehen, das konnte ihr der Wille der Menschen nicht rauben. Sie war fest entschlossen, heute an ihrem Geburtstage den entscheidenden Schritt zu

thun und die Wahl ihres Herzens, die dem Willen ihres Vaters widersprach, aller Welt zu verkünden.

Im Laufe des Vormittags fanden sich allmählich die Gratulanten ein: die Wirthschaftsinspectoren, der Pfarrer, der Schullehrer mit einigen jungen Dorfschönheiten in ausgewaschenen Festgewändern: stockend trugen sie die nicht minder ausgewaschenen Verse des Magisters vor. Allen diesen Glückwünschen war der Wunsch gesellt, Mathilde möchte noch lange auf diesem Schlosse in der Mitte ihrer Getreuen weilen.

Inzwischen rollten auch die Wagen in den Hof, welche die Gäste aus der Stadt brachten. Im raschelnden Atlasgewand, das sie mit krampfhafter Vorsicht zusammenraffte, entstieg Amanda dem Fond des wenig eleganten Wagens, während Berning ihr galant die Hand reichte. Auch Rostner, dessen sauber ausgebürsteter Hut von der Berührung mit der niedrigen Decke des Wagens einige unwillkommene Beulen davongetragen, entwand sich mühsam dem Gehege der engen Lohnkutsche.

Oben wurden die drei von Fräulein Lore empfangen, welche an diesem Festtage die Honneurs

machte. Ihre mit ächten Spitzen und bunten wehenden Bändern reichbesetzte Haube bewies, daß der heutige Tag für sie eine ganz besondere Bedeutung hatte. Mathilde empfing die Gratulanten einzeln oder in kleinen zusammengehörigen Gruppen in ihrem Wohnzimmer: die Begrüßung gewann dadurch an Innigkeit und mancher hatte etwas auf dem Herzen, das er bei diesem Anlaß ungestört aussprechen wollte. Im Saale, dessen vorspringender Balcon über den hier ausgetieften Teich herüberhing, warteten inzwischen die anderen, bis Lore sie in das Gemach der Freiin führte.

Amanda hatte Muße, den prächtigen, mit Stuckarabesken reichverzierten Saal zu bewundern, in dessen vier Ecken lebensgroße Marmorfiguren standen, Götter und Göttinnen, welche der Kunst des Bildners Ehre machten. Die Teppiche, die Trumeaux, die Lustres: alles erweckte in ihr das Gefühl des Neides; sie gedachte der niedrigen Zimmer in der Dienstwohnung ihres Mannes und empfand es tief, daß ihre eigene Existenz eine verfehlte sei. Sie trat auf den Balcon hinaus, um

Luft zu schöpfen: doch der Anblick des großartigen Parkes erhöhte nur ihre Beklemmungen.

Dicht an der riesigen Herkulesstatue des Saales stand eine schwerbepackte, unter dicken Blumensträußen fast erstickte Gestalt: es war Sturmwedel, der den ganzen Geburtstagsproviant, wie er es nannte, nachschleppen mußte. Es befand sich darunter auch ein elegantes Buch, eine Uebersetzung des Silius Italicus, welche Rostner der Freiin verehren wollte. Dieser sah sich inzwischen vergeblich nach Röschen um und escortirte dann seine Gattin vom Balcon herein, wohin ihr Berning gefolgt war. Das Zwiegespräch zwischen den Beiden schien ihm bedenklich zu sein; doch sie ließen sich darin nicht stören.

„Sie macht den Baron seiner Cousine gänzlich abspenstig," sagte Berning; „ich hab' es selbst gesehen, mit welcher Koketterie sie dabei zuwerke geht. Es wäre am besten, Herr Director, sie riefen Röschen wieder ins Haus zurück."

„Nein, nein, das geht nicht," versetzte Amanda.

„Oder bringen sie wo anders unter; was soll aus dieser Liebelei herauskommen?"

„Die Eifersucht spricht aus Ihnen, Berning,“ meinte Rostner.

„Ich leugn' es nicht, ich interessire mich für das Mädchen, das wissen Sie ja; doch sie darf hier kein Unheil anrichten und ihren Ruf nicht compromittiren. Dann tret' ich zurück, denn sie hat ja nichts als ihren guten Ruf!“

„Schätze hat sie freilich nicht,“ sagte Rostner ärgerlich; „aber sie besitzt höhere Bildung als hundert Krösustöchter; sie ist hübsch, sehr hübsch, und wenn ich meine alten Klassiker lese, immer steht sie meiner Phantasie Modell. So denk' ich mir die Nausikaa, die Sulpicia des Tibull, die Virginia . . .“

„Warum nicht auch,“ unterbrach Amanda spöttisch, „die Pallas Athene und die Aphrodite?“

„In der That, Herr Director,“ sagte Berning; „ich sollte glauben, daß Ihre Gattin geeigneter sei, für die stolzen Schönheiten des Alterthums Ihrer Phantasie ein Vorbild zu geben; sie hat jene Plastik . . .“

„Die Plastik meiner Frau geht Niemanden etwas an,“ sagte jetzt Rostner auffahrend; „was

aber Röschen betrifft, so muß ich das Mädchen in Schutz nehmen."

„Natürlich," meinte Amanda, „sie ist ja vollkommen in jeder Hinsicht."

„Ich glaube nicht daran," fuhr Rostner fort, „daß sie mit Felsen kokettirt; es sind Jugendgespielen . . ."

„Das ist eben das Gefährliche," warf Berning ein, „da knüpft sich um so leichter etwas an."

„Und im Uebrigen, Herr Berning . . ."

Rostner nahm die energische Miene an, vor der die Prima Angst hatte.

Amanda hielt es für nöthig, ihrem Mann in's Wort zu fallen:

„Aber, Rostner, hier ist nicht der Ort . . ."

„Laß mich! Ich bin einmal im Zuge. Sie legen Beschlag auf Röschen; das Mädchen soll's Ihnen recht machen; dann werden Sie die Gnade haben, um sie anzuhalten. Erst aber müssen Sie mir's recht machen, Herr Berning und das ist noch lange nicht der Fall!"

„Ich weiß nicht," versetzte Amanda gereizt, „wo Du die Courage hernimmst, so zu sprechen."

„Das wäre ein schlechter Vater," sagte Rostner, „der nicht die nöthige Courage hätte, wo es das Glück seiner Tochter gilt. Man kann sich seinen Schwiegersohn in spe nicht malen, wie man ihn haben möchte, man schlägt oft die Hände über den Kopf zusammen beim Anblick des Individuums, welches die eigene Tochter entzückt. Ein Schwiegersohn ist für alle Väter ein Stein des Anstoßes; denn nach ihrem Geschmack fragt das Fräulein Tochter gar nicht, wenn sie das fremde Möbel sans façon in die Familie schleppt."

„Ich kann mich nicht genug wundern, Rostner," versetzte Amanda erstaunt, „über Dein degagirtes Wesen." Doch der Direktor ließ sich dadurch nicht stören.

„Polirt aber muß das Möbel, das Bild muß etwas retouchirt werden. Ja, Herr Berning, ich brauche einen retouchirten Schwiegersohn. Sie sind mir zu sehr Junker, das gefällt mir nicht!"

„Doch wenn Röschen mich liebt, wie ich einmal bin . . ." warf Berning ein.

„Das wird sie nicht, da kenn' ich mein Mädchen zu gut."

Diese Worte erbitterten den Oberlehrer noch mehr; er gelobte sich feierlich, Röschen müsse um jeden Preis die Seine werden.

Die Deputation der Ortsschulzen verließ gerade das Gemach der Baronesse und Lore erklärte sich bereit, die neuen Gäste beim Fräulein einzuführen. Sturmwedel wurde seiner Kränze entlastet und während der Direktor zum Silius Italicus griff, faßte Berning den Arm der Direktorin, um sie hereinzuführen; das veranlaßte aber eine heftige Interpellation des Gatten.

„Tertio non contrahitur . . . das fehlte noch! Man heirathet für sich selbst, nicht für die anderen, Herr Berning! Den Arm, Amanda! Berning kann Dir ja die Schleppe tragen, wenn er Lust hat!"

Und so schritt er siegreich ins Gemach, Amanda am Arm führend, während Berning achselzuckend folgte.

Lore, welche die Gäste eingeführt hatte, trat wieder zu Sturmwedel und bat ihn, Röschen zu rufen, sie müsse im Park sein. Der Pedell reichte dem Fräulein noch in aller Eile eine Prise, welche Lore, da Niemand zugegen war, mit Dank annahm,

und ging dann, um Röschen aufzusuchen, die Treppe herunter. Doch diese kam inzwischen über den Corridor, in der einen Hand einen Strauß, in der anderen das alte Buch.

Es ließ Lore keine Ruhe; Röschen hatte eine Andeutung über ihren glücklichen Fund gemacht, eine nur halbverstandene Andeutung; sie selbst aber hatte wieder im Traum den alten Großvater auf dem Lehnstuhl sitzen und mit den Quasten spielen sehen und ganz deutlich gehört, wie er sagte: „Ein jedes Testament ist ungültig, welches gegen die alte Erbordnung verstößt."

Das erzählte sie jetzt Röschen in aller Eile; diese aber rief triumphirend aus:

„Ich habe sie ja, diese alte Erbordnung!"

Rasch setzte sich Lore die Brille auf. . .

„Es ist Lateinisch," versetzte Röschen lächelnd, „da hilft auch die schärfste Brille nicht. Doch es ist alles in Ordnung, Lore, ich hab's durchstudirt. Es ist eine gedruckte Sammlung der alten Familienakte und der Großvater im Lehnstuhl behält jedenfalls Recht; doch ich will mein Geschenk erst machen, wenn hier alle zum Frühstück versammelt sind: die

Ueberraschung, die Freude muß eine gemeinsame sein."

Inzwischen kehrte Sturmwedel unverrichteter Sache zurück. Röschen gab ihm das Buch, indem sie es ihm an's Herz legte; er solle es gut aufbewahren, bis sie aus dem Zimmer der Freiin zurückkomme; sie wolle zunächst nur mit ihrem Sträußchen in der Hand gratuliren.

Als sich Röschen und Lore entfernt, blätterte Sturmwedel in dem alten Buche, wog es in den Händen. Druck und Papier fand er herzlich schlecht; er begriff nicht, welchen Werth diese alte Maculatur haben könne. Da trat Berning aus dem Gemache der Freiin; Röschen war ihm jetzt so verhaßt, daß er nicht dieselbe Luft mit ihr athmen wollte. „Wäre nicht die Erbschaft des Onkels," sagte er bei sich, „ich würde sie zertreten, wie eine Natter, die am Wege liegt." Er bemerkt jetzt den alten Quarto, welchen Sturmwedel studirte. Dieser betheuerte, daß Röschen das alte Buch sehr in's Herz geschlossen habe, daß er es nicht aus der Hand geben dürfe; doch wagte er es nicht, dem Herrn Oberlehrer zu wehren, als dieser dreist danach griff.

In der That glaubte er, es sei vielleicht eine Quellenschrift, die er für sein Werk über die alten Familien des Kreises benützen könne. Wie erstaunte er, als er das Register durchflog und darin die Successionsordnung für Burgdorf entdeckte. Mit fieberisch zitternder Hand schlug er die Seite auf . . . und schon die ersten Zeilen ließen ihm keinen Zweifel über die Bedeutung des Actenstücks übrig. Es machte das Testament ungültig; das wußte er: dann behielt Mathilde die Güter; Felsen war nicht mehr moralisch gebunden, er konnte um Röschen anhalten. Er las und wußte nicht mehr, was er las; das Blut schoß ihm zu Kopfe; es war kaum eine Unwahrheit, wenn er zu Sturmwedel sagte, er ertrage den Blumenduft nicht, den narkotischen Odem, den ein Geburtstag ausströmt; dort an der frischen Luft werde ihm leichter zu Muthe und er werde den Sinn einer schwierigen Stelle besser entziffern können.

In höchster Aufregung hatte er rasch einen Plan gefaßt, der diesen verhängnißvollen Schachzug Röschens pariren sollte; es war ein gewagtes Mittel der Gegenwehr, aber er sah kein anderes, das sich ihm geboten hätte. Er trat auf den Balcon,

neigte sich über das Geländer, wobei er dem Pedell den Rücken zukehrte, riß in krampfhafter Hast zwei Blätter aus dem Buche und ließ es dann von dem Balcon herab in den Teich fallen. Mit den Worten: „Mir schwindelt . . . mein Gott, . . . das Buch!" hielt er sich halb zusammenbrechend am Geländer. Sturmwedel eilte herbei, indem er laut um Hülfe rief. Doch der Oberlehrer erholte sich bald wieder und schien nur untröstlich über das in den Teich gefallene Buch. Noch untröstlicher war natürlich Sturmwedel; er wußte, wieviel Röschen gerade an diesem Buche gelegen war und als Oberlehrer Berning wieder fest auf seinen Füßen stand, eilte er von dannen, um alle Kahnschiffer mobil zu machen; vielleicht lasse es sich wieder herausfischen; doch gerade an dieser Stelle war das Wasser sehr tief, da das Schloß auf einem Felsen errichtet war, der dem Teich hier ein steil abstürzendes Ufer gab. In seiner Bestürzung vergaß der Pedell sogar zu dem unfehlbaren Mittel zu greifen, womit er seine Aufregung sonst beruhigte; er zog zwar die Schnupftabaksdose hervor, doch klagte er sich, ehe er noch den knirschenden quiekenden Deckel abgehoben, der

Zeitversäumniß an und stürzte wie sinnlos von dannen.

Berning sah zwar die Anklagen voraus, die man gegen ihn erheben würde: doch es waren Verdächtigungen, die sich nicht beweisen ließen. In der That litt er bisweilen an Schwindelanfällen und konnte dafür ein Zeugniß seines Arztes beibringen. Das entscheidende Attentat aber machte alle Berechnungen Röschens zu schanden, die mit ihrem verwünschten Latein solches Unheil anzustiften suchte.

Während Berning sich diesen Erwägungen hingab, war Graf Bergheim in den Saal getreten; er hatte etwas Kampfbereites, Herausforderndes in seinem Wesen; vernichtende Sarkasmen schwebten auf seinen Lippen; er suchte seine Opfer. Gegen Felsen wäre er zurückgetreten; aber jeden andern Bewerber betrachtete er als einen Gegner, der ihm vor die Klinge müsse. Vielleicht war es dieser elegante, und, wie es schien, sehr selbstbewußte junge Herr, der dort auf dem Balcon stand, eine kokette männliche Schönheit, und schon als solche ihm höchst zuwider.

„Sie suchen?“ fragte Berning mit einem anmaßlichen Tone, als ob er hier zu Hause wäre.

„Sie nicht, mein Herr!“

Nun nannte Berning seinen Namen und auch der Graf warf ihm den seinigen von oben herab wie ein Almosen zu.

„Es freut mich sehr, Herr Graf . . .“

„Warum denn eigentlich, mein Bester?“

„Ich habe schon viel von Ihnen gehört, auf der letzten Jagd beim Grafen Ottomar hier; auch beim Grafen Udo, mit dem ich auf dem besten Fuße stehe.“

„Was mich betrifft,“ versetzte Bergheim achselzuckend, „so meß ich mir selbst den Schuh für den Fuß, auf den ich mich mit jemand stelle. Geben Sie hier im Hause Unterricht?“

„Was denken Sie, Herr Graf? Ich bin mit dem Prinzen Woldemar gereist.“

„Meinetwegen,“ murmelte Bergheim, „in's Land, wo der Pfeffer wächst.“

„Nach Italien und Ägypten . . .“

„Berning — Berning“ sagte der Graf nachdenkend, „richtig, ich täusche mich nicht. Ja, ja,

der Begleiter des Prinzen. Nachher sah man Sie in der Hauptstadt mit einem ganzen Bandladen von Ordensbändern herumlaufen; man zerbrach sich den Kopf über Ihre zahlreichen Verdienste; man fragte den Prinzen, er wußte von nichts. Weder der König Johannes von Abessynien noch ein Häuptling der Galla's hatte Sie decorirt; man gab Ihnen einen Wink — und die Ordensbänder verschwanden."

„Das ist eine Verwechselung, Herr Graf!"

„Nein, nein, Berning . . . ich habe ein gutes Gedächtniß. Man kann Sie nicht einmal einen Ordensjäger nennen, Sie sind ein Ordenswilddieb."

„Herr Graf!"

„Lassen wir das! Ich halte nicht viel von dem Zeug, wenn es auch ächt ist; doch solche falsche Garnituren . . . das erinnert ja an Cartouche und Schinderhannes."

„Ich bin glücklicherweise in der Lage, das nicht auf mich zu beziehen."

„Ich bin unglücklicherweise in der Lage, nur von Ihnen zu sprechen. Es ist unangenehm, wenn man Antecedentien hat; das ist wie Schlemihls

Schatten: man wird sie nicht los; doch da Sie einmal mit diesen unangenehmen Geschichten behaftet sind, was suchen Sie denn eigentlich hier?"

„Ich bin ein Freund des Hauses, ein Freund der Freiin Mathilde."

„Zum Donnerwetter, mein Herr . . .", fuhr jetzt der Graf auf, den schon die Möglichkeit, dieser Berning könne sein Nebenbuhler sein, in Feuer und Flammen versetzte.

„Ich begreife nicht . . ."

„Herr, sollten Sie die Dreistigkeit haben, die Freiin zu lieben?"

„Wer könnte mir das wehren?" sagte Berning, indem er dem Grafen trotzig gegenübertrat.

„Oder sollten Sie gar das grenzenlose Malheur haben, von ihr wiedergeliebt zu werden?"

„Das wäre ein seltenes Glück und ich würde stolz darauf sein."

„Ein grenzenloses Malheur wäre es, sage ich Ihnen, denn Ihr letztes Stündchen hätte geschlagen!"

„Ich bin bereit," sagte Berning, der nicht ohne Muth war, „Ihnen Revanche zu geben; ich

bin Cavalier wie Sie, wenn ich auch nicht von alten Raubrittern abstamme.“

„Alte Raubritter, diable,“ rief Bergheim im höchsten Zorn, „der Drache spuckt Feuer und Flammen, ich will ihm den Kopf zertreten. Auf Pistolen, mein Herr!“

„Auf Pistolen!“

„Halt, halt!“ rief der Graf plötzlich. „Alter schützt vor Thorheit nicht . . ., welche Unbesonnenheit! Ich hatte ja in der Eile die ganze kleine Geschichte vergessen, Sie wissen ja, die Affaire mit dem Knopfloch! Doch wenn Sie sich unterstehen sollten, Ihre Augen zur Freiin Mathilde zu erheben . . . wer weiß? Die Mädchen lassen sich täuschen. Ihr Schneider hat dafür gesorgt, daß Sie aussehen wie ein Gentleman, und auch Ihr Barbier hat Geschmack. Sie haben einen Bart, um den Sie die Prima beneiden muß. Gleichviel . . . Sie und Freiin Mathilde dürfen nie in Einem Athem genannt werde. Da greif' ich eher zur Reitpeitsche, mein Herr, und mit Hülfe einiger Hofhunde jag' ich diesen Romeo zum Teufel, daß

er nicht mehr wissen soll, ob die Lerche oder die Nachtigall zuletzt gesungen hat!"

„Das ist meine Sache!" ertönte plötzlich eine Stimme hinter den Beiden; es war Norbert, der die letzte Rede des Grafen gehört und daraus entnommen hatte, daß Berning ein Nebenbuhler sei, der sich der Gunst der Freiin rühme, „lassen Sie mich diesen Herrn zur Rede stellen!"

In dem eleganten jungen Manne erkannte der Graf, der sehr erstaunt war über den neuen aus dem Boden wachsenden Paladin der Freiin, nicht gleich den Maler, den er nur unten im Ahnensaale in sehr fragwürdiger Toilette gesehen. Norbert wandte sich heftig gegen Berning und zieh ihn der Verleumdung; vergeblich erklärte dieser, daß hier ein Mißverständniß obwalte; doch als Norbert erwiderte, es sei schlimm genug, wenn durch ein Mißverständniß die Ehre einer jungen Dame angetastet werde, die ihm am Herzen liege wie seine eigene Ehre, da hielt sich Graf Bergheim nicht länger zurück, er fragte diesen so plötzlich in die Schranken tretenden Ritter nach seinem Recht, von der Freiin Mathilde in solchem Ton zu sprechen.

„Darf ich fragen,“ entgegnete Norbert, „wer Ihnen zu solcher Frage ein Recht giebt?“

Jetzt empfand der Graf die ganze Freude, einen ebenbürtigen Gegner zu finden; er schob Berning beiseite, wie um den Kampfplatz frei zu machen für ein ritterliches Kampfspiel, und dieser zögerte nicht, das Feld zu räumen, gedemüthigt durch die traurige Rolle, die er hier spielte, aber doch froh, dem doppelten Angriff, der sich gegen ihn gerichtet hatte, zu entgehen.

Der Graf hatte Norbert inzwischen erkannt.

„Ich bin,“ sagte er zu ihm, „wie Sie wissen, ein Verwandter der Gutsherrin und Sie werden einsehen . . .“

„Nichts seh’ ich ein. Die Freiin ist ihre eigene Herrin und hat Niemandem Rede zu stehen, am wenigsten den Verwandten, die auf ihr Erbe lauern.“

„Nein,“ sagte der Graf, „die verhüten wollen, daß sie das Erbe verliert. Es ist keine Kunst, einen leichtsinnigen Liebesroman anzuzetteln, aber man überlege die Folgen. Es ist unverantwortlich, das arme Kind um einen schönen Besitz zu bringen.

Und was tauscht sie dafür ein? Die Poesie des Ateliers, die Concurrenz der Modelle; sie tritt aus dem Rahmen ihrer Familie, sie steigt unter ihren Stand herab. Das alles für eine Liebe von gestern, die vielleicht „kein Morgen“ hat.“

„Niemand soll über meine Gefühle zu Gericht sitzen. Sie wollen mir hoffentlich nicht den Weg zur Herrin des Schlosses versperren? Doch wer ist der Herr, der es wagte, sich ihrer Gunst zu rühmen?“

„Wenn Sie einen Rivalen suchen,“ sagte der Graf, „er steht vor Ihnen!“

„Jetzt ist nicht der Augenblick; ich bin im Begriff, der Baroneß meinen Glückwunsch darzubringen. Sie verwalten hoffentlich hier kein Thürsteheramt und der Schlüssel zu diesem Himmelreich liegt nicht in Ihren Händen.

„Raum ihr Herrn, dem Flügelschlag
Einer freien Seele!“

Mit diesen Worten eilte Norbert an dem Grafen vorüber in's Boudoir Mathilden's, während dieser mit dem Stock in der Luft herumfocht. Es gelüstete ihn schon lange nach einer solchen blutdürstigen Motion; er war bereit, sich mit dem

Maler zu schlagen, da die Künstler für Gentlemen gelten, obgleich den sogenannten Adelsbrief des Genies oft nur die Reklame ausstellt. Das junge Geschlecht tauge nichts: man müsse ihm zeigen, daß man eine gute Klinge führe, und ihnen ein memento mori ins Gesicht schreiben.

Als der Graf noch mit diesen Fechtübungen beschäftigt war, trat das festlich geschmückte Kränzchen ins Zimmer, das sich etwas verspätet hatte. Dafür waren es nicht nur junge, sondern auch gelehrte Damen.

„Aber Herr Graf," rief Sabine, „warum fuchteln Sie denn so lebensgefährlich in den Lüften herum?"

„Willkommen, meine Damen," sagte Graf Bergheim mit galanter Verbeugung, „ich wehre mich, Fräulein von Bomst."

„Wogegen?"

„Gegen meine eigenen dummen Gedanken: ich komme mir so entsetzlich überflüssig in der Welt vor. Eine Whist- und L'hombrepartie, eine Unterhaltung im Casino, zu Hause das Studium der . . . Wirthschaftsrechnungen."

Da declamirte Auguste pathetisch:

„Beatus ille, qui procul negotiis
Paterna rura bobus exercet suis.“

„Das klingt recht schön," sagte Bergheim, „es ist ja sehr anständig, wenn man die väterlichen Gefilde mit seinen Ochsen durchpflügt; doch wenn die Bestien die Klauenseuche bekommen . . . nein, nein, was mir fehlt, ist die Jugend, und die Jugend ist eben alles. Hat man gar ein junges Herz, so ist man ein Tantalus."

„Ach," meinte Lise, „das muß zu langweilig sein, in alle Ewigkeit mit offenem Munde nach einer Frucht zu schnappen, die immer wieder fortschnellt."

„Ganz so ergeht es mir," sagte der Graf, „man wird nicht mehr geliebt."

„Das käme auf den Versuch an," meinte Sabine.

„Diese Worte klingen sehr tröstlich," versetzte der Graf. „Fräulein von Bomst, Sie laden viel auf Ihr Gewissen!"

„Und was denn?" fragte Sabine.

„Die Verantwortung dafür, daß ich mich viel=

leicht in einen Gecken verwandle, der auf Eroberungen ausgeht, sich den Schnurrbart kräuselt und jungen Mädchen mit ausdrucksvollen Mienen die Hand drückt."

„Das geht ganz gut," sagte Sabine, als der Graf mit ihrer Hand die Probe machte. „Das steht Ihnen gar nicht übel. Ich bin allerdings nicht für die jungen Leute passionirt; ich liebe die Albums nicht, in denen nur die erste Seite beschrieben ist; sie müssen dick und vollbeschrieben sein, daß man darin herumblättern kann."

„Bei mir können Sie blättern, Fräulein von Bomst."

„Sie sind alt," fuhr Sabine fort, „und haben ein junges Herz; ich bin jung und habe ein altes; ich lache gern über die Thorheit der Menschen. Was heirathet man denn bei einem jungen Manne? Die Zukunft, das ist eine obscure Gegend; bei einem alten heirathet man die Vergangenheit; da weiß man doch, was man hat."

„Oft 'was Rechtes," meinte Auguste.

„Von Ihren Lippen," sagte der Graf zu

Sabine, „quillt süße Weisheit . . . Nectar und Ambrosia!“

Jetzt trat Mathilde mit dem großen Gefolge ihrer Gäste aus dem Boudoir; es war doch dort zu eng geworden, da Lore als Oberceremonienmeisterin allmählich vergessen hatte, ihres Amtes zu walten.

Die jungen Damen des Kränzchens brachten ihre von der klassischen Muse angehauchten Geschenke dar: Sabine eine Stickerei in deutsch-lateinischen Buchstaben, das Latein in Gold, die Uebersetzung in Silber; Auguste eine elegant eingebundene Ode des Horaz in deutschen Reimversen; Anna ein Kissen, auf welches Amor und Psyche gestickt waren; Gretchen ein Armband nach dem Modell desjenigen, welches Schliemann in den Löwengräbern von Mykene gefunden hatte; Lise eine Häkelarbeit: „Ich habe den Herkules am Spinnrocken der Omphale hineingehäkelt; die Männer gefallen uns doch am besten, welche Ordre pariren; die Häkelei ist riesig groß und ich habe mich bodenlos dabei gelangweilt.“

Mathilde empfing nicht ohne Rührung alle diese Geschenke; es freute sie, daß diese jungen

Mädchen ihr so warme Theilnahme zuwendeten. Gleichwohl konnte sie ein leises Lächeln nicht unterdrücken über diese weiblichen Arbeiten, bei denen die Gelehrsamkeit Pathen gestanden hatte.

„Ich werde," sagte sie, „diese Geschenke als eine liebe Erinnerung an Ihr schönes Kränzchen aufbewahren. Eine Erinnerung . . . denn ich muß das Schloß in den nächsten Tagen verlassen."

Diese Ankündigung erregte allgemeine Bestürzung; Graf Bergheim erklärte, das dürfe nicht sein und bat das Fräulein, es noch einmal wohl zu erwägen. Doch Mathilde fuhr fort:

„Ich kann den Wunsch meines Vaters nicht erfüllen, meinem Herzen nicht Zwang anthun. So muß ich den Bestimmungen des Testamentes gehorchen und auf diese Güter verzichten. Allen Freunden und Freundinnen sage ich den wärmsten Dank für ihre Liebe; es ist mein Abschiedsgruß!"

Vergeblich hatte sich Röschen nach Sturmwedel umgesehen, doch er mußte ja in der Nähe sein; jetzt war der entscheidende Augenblick gekommen.

„Nein, Baroneß Mathilde", sagte sie vortretend, „Sie dürfen nicht von hier scheiden. Ihnen bleibt

der Väter Besitz und zugleich des Herzens freie Entscheidung: daß Sie dies dürfen, das ist mein Geburtstagsgeschenk."

„Sie sprechen in Räthseln", versetzte Mathilde.

„Was will die kleine Hexe?" meinte Graf Bergheim.

„Herr Graf," fuhr Röschen fort, „eine Successionsordnung, vom Kaiser bestätigt, darf durch kein Testament willkürlich geändert werden?"

„So ist's", sagte der Graf, „wenn's eine solche gäbe."

„Ich habe sie gefunden und mein Latein gab mir den Schlüssel dazu."

„Doch wo ist die Urkunde?" fragte der Graf.

Jetzt erschien Sturmwedel mit gesenktem Haupte und irren Mienen. Röschen eilte auf ihn zu.

„Sturmwedel . . . das Buch!"

Doch dieser sprach wie gestört vor sich hin:

„Der Teich ist zu tief, sagen sie . . ."

„Das Buch, das Buch!"

„Da drunten . . . plumps!"

„Reden Sie, was ist geschehen?" rief Mathilde. Als auch der Graf ihn sehr energisch aus seinen

wachen Träumen weckte, da sammelte Sturmwedel seine Gedanken und erzählte, was vorgegangen. Allgemein war der Ausdruck der Entrüstung über Berning, den nur Amanda vertheidigte, trotzdem Rostner erklärte, er werde dafür Sorge tragen, daß der Oberlehrer aus seinem Amte entlassen werde. Es drängten sich die verschiedensten Vorschläge, wie man das Buch aus der Tiefe hervorholen könne; doch Mathilde sagte entschlossen:

„Nein, nein! Es soll nicht sein! Nicht Hab und Gut, nur die Liebe soll uns glücklich machen. Ich habe keinen anderen Besitz mehr, als den reichen und unverwüstlichen meines Herzens. Am heutigen Tage wollt' ich Ihnen allen meine Verlobung anzeigen; jetzt ist der Augenblick dazu gekommen, nachdem das flüchtige Aufleuchten eines äußeren Glückssterns wieder erloschen ist. Dies ist mein Bräutigam . . . Maler Norbert mit seinem Künstlernamen, sonst Graf Rainsberg!"

Der ersten Überraschung folgten herzliche Glückwünsche. Auch Bergheim trat näher und bat den Maler um Entschuldigung: er erkenne jetzt seine begründeten Ansprüche und sehe sein Unrecht ein.

„Meine Glückwünsche haben Sie schon," sagte Röschen, Mathilde küssend; „doch glauben Sie nicht, daß ich Sie jetzt so ohne Ausstattung ziehen lasse. Es ist ja ganz schön, ein Herz und eine Hütte; doch wenn man die Hütte in einen Palast verwandeln kann, so ist's noch schöner . . . und ich kann das!"

Alle blickten auf Röschen erstaunt; doch so seltsam auch ihre Worte klangen, mit vollem Vertrauen.

„Credo, quia absurdum est", sagte Sabine.

„Ich habe den Zauberschlüssel," fuhr Röschen fort, „ich verdank' ihn meinem guten Vater. Mögen die Wogen zusammenschlagen über dem alten Buche: ich trotze ihnen wie dem bösen Willen und der mangelhaften Weisheit des Herrn Dr. Berning, der nicht zu Ende zu lesen versteht. Ich bin die gute Fee aus dem Märchen und thue mein gutes Werk nicht halb. Ich bin eine Geisterseherin und höre, was ihre Ahnen darüber sprechen, wenn die alten Bücher gespenstig mit ihren Deckeln zusammenschlagen. Verzagen Sie nicht . . . die Güter bleiben in Ihrem Besitz. Ich kehre wieder und bringe Ihnen Ihr Glück!"

Und Röschen verschwand durch die Thüre, welche in die Bibliothek führte.

Dort saß allerdings ein Wesen, das ihr einen gelinden Schreck einflößte: es war kein gespenstiger Ahnherr, der aus dem Rahmen seines Bildes herausgetreten war; es war ein Wesen von Fleisch und Blut. Felsen hatte sich in die stillen Räume aus dem Geburtstagstrubel zurückgezogen; er hatte der Freiin noch nicht gratulirt: er war am wenigsten berechtigt, ihr einen Glückwunsch darzubringen und er zögerte damit so lange wie möglich.

Als er Röschen erblickte, sprang er auf mit solcher Hast, daß einige Bücher, die er zur Durchsicht aus den Fächern der Repositorien herbeigeholt, vom Tische auf die Erde fielen.

„So kommt Dornröschen zum Prinzen: doch wie, es ist die Fee Viviana, die den gelehrten Merlin bei sibyllinischen Büchern aufsucht. Sie kommt zu einem, der heute ein böses Gewissen hat."

„Vielleicht kann ich's erleichtern," sagte das Mädchen zaghaft; sie zagte vor dem Glücke, das ihr bald die Pforten öffnen mußte: ihr war zumuthe als ob die Weißdornhecke Merlin's sie mit ihren

Blüthen überschüttete. Rosig überhaucht stand sie da und entblätterte die Rose in ihrer Hand.

„So sprich, was ist geschehen?“ fragte Felsen.

„Freiin Mathilde hat uns allen erklärt, daß sie mit dem Maler Norbert, einem Grafen Rainsberg, verlobt sei.“

„Und mir hat sie längst erklärt,“ versetzte der Baron, „daß sie mich nicht liebe. Sie hat mich freigegeben, Röschen, und jetzt —

„Halt, halt,“ sagte das Mädchen schalkhaft, „Sie machen von Ihrer Freiheit einen thörichten Gebrauch.“

„Röschen,“ rief jetzt Felsen, hingerissen von ihrer holdseligen Anmuth, „willst Du die Meine sein?“

„Sachte, sachte,“ sagte Röschen, „alle meine Bücher erheben lauten Protest gegen solche Untreue. Nein, nein, wenn Mathilde nicht im Besitz ihrer Güter bleibt, kann ich demjenigen nicht meine Hand reichen, der sie daraus vertrieben hat. Was würde die Welt dazu sagen? Ich würde seine Mitschuldige.“

„Nehmen Sie diese Erklärung zurück, Röschen . . . . ich bitte Sie! Die Güter sind ein für allemal verwirkt, da hilft nichts mehr!“

„Wer weiß .... helfen Sie mir nur jetzt!"

„Und worin?"

„Einen Knopf suchen, an einer vom Bild des Urgroßvaters verhängten Wand."

„Und dann?"

„Folgen Sie mir in's Archiv!"

Der Baron folgte dem Mädchen, er hängte auf ihren Wunsch das Bild des Urgroßvaters von der Wand ab; sie suchten Kopf an Kopf, Herz an Herzen nach dem verhängnißvollen kleinen Knopf in der Tapete, unter deren Arabesken er versteckt sein mußte.

Endlich ... und Röschen hatte ihn gefunden; sie drückte darauf, eine Tapetenthür öffnete sich; in dem Fach lag ein Kistchen; daran hing ein Schlüssel am Bande. Röschen schloß auf und zog eine mit vielen Siegeln versehene Urkunde hervor.

Felsen sah erstaunt dem Treiben des Mädchens zu, das ihm eine kleine Zauberin zu sein schien: in allen ihren Bewegungen lag so viel Liebreiz, daß er darüber fast das geheimnißvolle Werk vergaß, mit dem sie beschäftigt war.

Sie sah die Urkunde gewissenhaft durch; dann reichte sie dieselbe Felsen mit schalkhaftem Lächeln:

„Vielleicht behält Mathilde ihre Güter doch!"

Der Baron hatte kaum Ruhe genug, das Dokument zu prüfen; er sah auf den ersten Blick, was es enthielt.

„Und Deine Bedingung ist erfüllt und Du bist die Meine!"

Er schloß Röschen an das Herz und drückte einen glühenden Kuß auf ihre Lippen.

Sie kehrten zurück zur Gesellschaft, die, auf's äußerste gespannt, Röschen's Erscheinen erwartete. Diese nahm Felsen das Document aus der Hand und reichte es Mathilden.

„Hier . . . . mein Brautgeschenk!"

„Was bedeutet das?" rief diese.

„Herrn Berning ist eine Randbemerkung am Schlusse jenes in dem alten Buche abgedruckten Documentes entgangen; eine schriftliche Randbemerkung, durch welche einer der Ahnherren darauf hinwies, daß die Urschrift in einem geheimen Fache des Archiv's enthalten sei, hinter dem Bilde des Urgroßvaters. Ich eilte in die Bibliothek . . . mit

Hülfe des Barons von Felsen, der dort unter seinen Büchern saß, fand ich jenes Fach: hier ist das archivalische Document!"

„Mit allen Siegeln," fügte Felsen hinzu, „auch dem kaiserlichen behaftet." Und gleich der erste Satz lautet: „Die Güter erben fort vom Vater zum Sohne oder auch vom Vater zur Tochter. Ungültig ist jedes Testament, das gegen die Erbordnung verstößt!"

Die alte Lore zerdrückte eine Thräne in ihrem Auge; die jungen Mädchen aber brachen, ihre Sommerhüte mit den wehenden Bändern schwenkend, in einen Jubelruf aus.

„So bin ich der erste," sagte Felsen zu Mathilde, „der Dir Glück wünscht zu dem ruhigen Besitze und zugleich zu dem eroberten Bräutigam Graf von Rainsberg, meinen Glückwunsch! .... Röschen hat mir Alles gesagt und noch dazu Alles, was ein Mädchen sagen kann. Wir Schatzgräber haben dort auch für uns einen Schatz gefunden; das liebe Mädchen ist meine Braut."

Mathilde umarmte Röschen mit inniger Rüh-

rung und des ganze Kränzchen nahte sich glückwünschend.

„Das fabelhafte Glück," meinte dann Auguste.

Der Graf aber trat an Sabine heran.

„Fräulein von Bomst . . . ."

„Ein anderes Mal, Herr Graf, hier kommen wir in's Gedränge."

„Du hast Recht, Engel, Doch diese Art von Gedränge besteht schon seit Erschaffung der Welt; hier kann man beim besten Willen nicht originell sein!"

„Doch Dein Latein . . . . Röschen?"

„Hat seine Schuldigkeit gethan und ich will jetzt nur noch eine Sprache sprechen, die Sprache des Herzens!"

Bayerische Staatsbibliothek München

Ganz richtig.

Das Ganze ist langweilig ohne jede Poesie u. Logik

Breslau, Eduard Trewendts Buchdruckere
(Setzerinnenschule).

Werke von Rudolf v. Gottschall

aus dem Verlage von **Eduard Trewendt** in **Breslau.**

Blüthenkranz neuer deutscher Dichtung.

11. Auflage. Eleg. gebd. Miniatur-Ausgabe. 5 Mark.

Carlo Zeno.

Eine Dichtung.

3. Auflage. Brosch. 1,50 Mark, eleg. gebd. 2 Mark.

Die Göttin.

Eine Dichtung.

2. Auflage. Brosch. 1,50 Mark, eleg. gebd. 2 Mark.

Maja.

Ein Lotosblumenkranz. Dichtung.

2. Auflage. Brosch. 1,50 Mark, eleg. gebd. 2 Mark.

Neue Gedichte.

Brosch. 5,25 Mark, eleg. gebd. 6,75 Mark.

Die deutsche Nationallitteratur des neunzehnten Jahrhunderts.

Litterarhistorisch und kritisch dargestellt.

4 Bände. 5. Auflage. Brosch. 20 Mark, eleg. gebd. 27,20 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Werke von Rudolf v. Gottschall

aus dem Verlage von **Eduard Trewendt** in **Breslau.**

Poetik.

Die Dichtkunst und ihre Technik. Vom Standpunkt der Neuzeit.

2 Bde. 5. Auflage. Brosch. 10 Mark, eleg. gebd. 13,60 Mark.

Im Banne des schwarzen Adlers.

Geschichtlicher Roman in vier Büchern.

4. Auflage. 1 Band. Eleg. brosch. 4 Mk., eleg. gebd. 5 Mk.

Welke Blätter.

Roman.

3 Bände. 2. Auflage. Brosch. 15 Mark, gebd. 18 Mark.

Das goldene Kalb.

Roman.

3 Bände. 2. Auflage. Brosch. 16 Mark, gebd. 19 Mark.

Die Erbschaft des Blutes.

Roman.

3 Bände. Brosch. 15 Mark, gebd. 18 Mark.

Die Papierprinzessin.

Roman in sechs Büchern.

3 starke Bände. Brosch. 15 Mark, gebd. 18 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

4211 306
175
143
148

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gottschall, Rudolf <<von>>,

Schulröschen Erzählung

Breslau 1886

P.o.germ. 1969 p
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11676483-5